n e t z T E X T E

von

Christian Ertl

versalia.de

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Inhalt

Der Rollstuhlmann . . . 1
Franz Dorff . . . 2
Die Rechnung . . . 3
Aus der Bahn geworfen . . . 4
Ich muss sie tÃ¶ten! . . . 5
Reise, Reise . . . 6
Kitty, Kitty, Kitty . . . 7
SÃ¼sser Tod . . . 9
Wer bin ich? . . . 11
Adam und die kleine Fee . . . 12
Unfalltod . . . 14
Gerechtigkeit . . . 16
Jasons Paket . . . 18
Peter und der BÃ¤r . . . 21
Santa Grotto . . . 24
Kurzer Prozess . . . 27
Hausmeister Charlie auf dem Weg nach oben . . . 31
Der WÃ¼rger von Green Day . . . 35
Die Sammlung . . . 40
Die Monster im Schrank . . . 44
Alter Mann, frÃ¶hlicher Mann . . . 49
Claires Teeparty . . . 54

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der Rollstuhlmann

Tim und Michael sahen den Mann im Rollstuhl kommen. Sie saÃŸen schon geraume Zeit wartend auf der Bank vor dem Spielplatz und wÃ¼nschten sich den Rollstuhlmann herbei. Er war nett zu ihnen und versorgte sie mit billigem Bier und manchmal auch ein paar Zigaretten. Er war sehr darauf bedacht, das sich â€žseine Jungsâ€œ immer schÃ¶n brav um drei Uhr nachmittags am Spielplatz einfanden. DafÃ¼r, und fÃ¼r so manches andere, bekamen sie dann auch ihren Alkohol und wer wie diese Jungs Kinder sozialschmarotzender Eltern ist, der war froh um die tÃ¤gliche Portion RealitÃ¤tsverlust.
Tim stand auf und sagte zu Michael im FlÃ¼sterton: â€žHat er dich schon mal angefasst?â€œ Michael nickte. â€žEr wollte, das ich ihn nach Hause begleite, aber ich habe mich nicht getraut. Er hat gedroht, mir nichts mehr zu geben. Ich glaube, er hat Probleme mit Steve gehabt.â€œ Tim fuhr herum und sah in mit aufgerissenen Augen an. Steve war Tims kleiner Bruder.
â€žDu wusstest es nicht?â€œ Der Rollstuhlmann war nur noch zwanzig Meter entfernt. Michael sprang auf, um Tim sofort am Arm zu packen und fragte noch mal. â€žNein,â€œ flÃ¼sterte Tim in abgrundtiefem Hass mit glÃ¼hendem Blick auf den Rollstuhlmann, â€žnein, nicht Steve.â€œ
â€žDu wirst ihm nichts tunâ€œ, drohte Michael.
â€žIch wÃ¼nschte, er wÃ¼rde tot umfallenâ€œ, sagte Tim.
Das tat der Rollstuhlmann dann auch. Zehn Meter vor den beiden kippte er vornÃ¼ber aus dem Rollstuhl, zuckte ein paar mal und verstarb grinsend mit Schaum vor dem Mund. Michael hielt seinen Freund immer noch am Arm fest.
â€žWarst du das?â€œ Michael bekam es jetzt mit der Angst zu tun.
â€žNein.â€œ Tim drehte sich zu Michael und blickte ihm tief in die Augen. â€žIch glaube nicht.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Franz Dorff

Es begab sich folgender merkwÃ¼rdiger Zwischenfall:
Der zweite BÃ¼rgermeister eines kleinen bayerischen Dorfes kam auf die Idee, eine Partnerstadt zu finden. Und da die Bayern bekanntlich nicht kleckern, sondern klotzen, dachte sich der brave Mann mit dem Namen Franz Dorff: â€žSchreiben wir doch gleich mal die wirklich wichtigen StÃ¤dte an.â€œ So kam es zustande, dass in verschiedenen GroÃŸstÃ¤dten dieser Welt ein unscheinbarer Brief auf dem Schreibtisch (ein riesiges Mahagoni-Kaliber im Gegensatz zur IKEA-Platte unseres Herrn Dorff) der BÃ¼rgermeister landete und zumeist auch gleich wieder vom Tisch Richtung Papierkorb wanderte.
Nicht aber so in Paris. Da griff sich der SekretÃ¤r des BÃ¼rgermeisters also diesen Brief und auf dem Umschlag stand als Absender zu lesen: Franz Dorff, Zweiter BÃ¼rgermeister, 83112 Frasdorf. Und da der SekretÃ¤r dem Deutschen einigermaÃŸen, aber nicht fehlerfrei, mÃ¤chtig war, fing er sogleich damit an, den Brief fÃ¼r seinen Chef zu Ã¼bersetzen. Lange Rede, kurzer Sinn: Der BÃ¼rgermeister von Paris bekam einen Brief, in dem deutlich zu lesen stand, das ein franzÃ¶sischer (Franz) Platz (Dorf) in Deutschland eine Partnerschaft mit Paris eingehen mÃ¶chte. Und da die Franzosen aufgrund der politischen Situation 2004 sich mit den Deutschen besser verstehen mÃ¼ssen als mit dem Rest der Welt (besonders den Amis), dachte auch der Pariser BÃ¼rgermeister: â€žJetzt heiÃŸt es nicht kleckern, sondern klotzen. Wir mÃ¼ssen einen franzÃ¶sischen Platz in Deutschland entsprechend beschenken!â€œ
So kam es, dass einige Wochen spÃ¤ter ein kleines bayrisches Dorf morgens auf dem Stadtplatz eine Lieferung aus Paris stehen hatte mit folgender Nachricht: â€žDamit ein fÃ¼r alle Mal geklÃ¤rt ist, wen die Franzosen lieber mÃ¶gen.â€œ
So steht seit diesem Tage eine um einen Meter grÃ¶ÃŸere Version der Freiheitsstatue auf einer Frasdorfer Wiese.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Rechnung

Stewarts Blick war starr auf die Inschrift des Grabsteines gerichtet. Es war kurz nach 23 Uhr und der Friedhof war trotz des frisch gefallenen Schnees ein dunkler, fast schon unnatÃ¼rlich dÃ¼sterer Ort. Stewart zog den Kragen seiner Jacke hoch und versuchte, die altgewordenen, steinernen Finger im warmen Tief der Daunen-FÃ¼tterung zu verstecken.
Er jetzt bemerkte er den Schatten zu seiner Linken. Es war soweit. â€žSie kommen spÃ¤tâ€œ sagte er zu dem Fremden, weiter den Blick auf die frisch aufgeschÃ¼ttete Erde gerichtet, die seinen Bruder bedeckte.
â€žIch komme nie zu spÃ¤t.â€œ
NatÃ¼rlich, dachte Stewart. Er selbst schlich sich ja auch weit nach der Beerdigung wie ein streunender KÃ¶ter auf den Friedhof. Und hatte er erwartet, alleine zu gehen? Nein.
â€žEr hat den Hals fÃ¼r mich hingehalten und ist ins GefÃ¤ngnis gegangen. Damals, 1956. Aber das wissen sie ja.â€œ Der Fremde erwiderte nichts. â€žAber wie er es letztendlich geschafft hatte, den MÃ¶rder meiner Frau zu finden, das wusste ich lange Jahre nicht.â€œ Stewart drehte sich zu dem Fremden. â€žEr hat es mir erst kurz vor seinem Tod erzÃ¤hlt. Sie haben ihm den MÃ¶rder gebracht und er hat ihn mir ausgehÃ¤ndigt. Und jetzt soll ich letztendlich doch die Rechnung begleichen.â€œ
Der Fremde nickte.
â€žIch wusste, nachdem er es mir erzÃ¤hlt hatte, das der Pakt nicht ihn betraf. Ich wusste nur nicht, wann sie kommen wÃ¼rden.â€œ Der Fremde drehte sich zu ihm. Stewart konnte kein Gesicht erkennen. â€žEine Frage: Wird mein Tod so schmerzhaft wie seiner?â€œ
Der Fremde nickte erneut und Stewart begann zu kreischen. Das amÃ¼sierte den Fremden und im nÃ¤chsten Augenblick war es totenstill. Und leer. Keine Menschen-â€žSeeleâ€œ mehr auf dem Friedhof.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Aus der Bahn geworfen

Sam stand knietief in trockenem Pulverschnee. Die erbarmungslose KÃ¤lte sorgte dafÃ¼r, das der Schnee nicht so nass war. Er stand irgendwo im Nirgendwo, denn der Schneefall, der ihm nahezu waagrecht gegen das Gesicht schlug, nahm ihm beinahe jede Sicht.
Sam versuchte sich zu orientieren. Weit hinter ihm (es kam ihm so vor, als wÃ¤ren es 1000 Meilen) stand sein Auto. Er konnte nur vermuten, wie viel Zeit vergangen war, seit er von dem Ford aufgebrochen war. Das ihm ausgerechnet hier der Sprit ausging, Ã¤rgerte ihn. Das letzte Dorf war 10 Meilen entfernt und er kannte zwar die Strecke, nachdem er sie ja schon ein paar mal befahren hatte, aber er konnte sich nur dunkel an einzelne HÃ¤user erinnern. Bis zu seinem Zuhause waren es noch einige Meilen. Er musste also so schnell wie mÃ¶glich Hilfe finden.
Noch wÃ¤hrend er darÃ¼ber grÃ¼belte, in welche Richtung er jetzt gehen sollte, gab es plÃ¶tzlich einen riesigen Ruck, der ihm den Boden unter den FÃ¼ssen wegzog. Er schlug hart mit dem Kopf auf, und bevor er bewusstlos wurde, bemerkte er noch, das er gute fÃ¼nf Meter wie von Geisterhand versetzt worden war. Oder hat sich die Erde ohne ihn um fÃ¼nf Meter weiterbewegt?
Als Sam erwachte, war ihm sofort klar, das etwas ganz und gar nicht stimmte. Der Schneesturm war vorbei und er schleppte sich mit allergrÃ¶ÃŸter MÃ¼he zum nÃ¤chsten Haus. Seltsam kam ihm dabei vor, das die VÃ¶gel ihn scheinbar gar nicht mehr bemerkten. Sie landeten so knapp neben seinen FÃ¼ssen, das er glaubte, alle VÃ¶gel der Welt wÃ¤ren plÃ¶tzlich zahm geworden. Er kam gar nicht auf die Idee, das sie ihn nicht mehr sahen.
Auch als er an der TÃ¼r des Hauses klopfte und niemand reagierte, trat er einfach ein. Mit Entsetzen musste er feststellen, das er fÃ¼r die Menschen im Haus unsichtbar war. Er konnte sogar durch sie hindurch gehen. Er war der Welt entrÃ¼ckt, aus der Bahn geworfen.
Susan war die Hausherrin. Sie stand gerne in der KÃ¼che, und hÃ¶rte Radio, wÃ¤hrend sie sich um das Essen fÃ¼r ihre MÃ¤nner kÃ¼mmerte. Eines Tages gab es einen schweren Schneesturm und als der sich legte, da waren ihre Lieblingssender im Radio nur schwer zu verstehen. Also versuchte sie, einen anderen Kanal reinzudrehen. Sie staunte nicht schlecht, als sie mitten im Niemandsland des Rauschens zwischen den Sendern ein leises verzweifeltes â€žHilfe, Missâ€œ vernahm.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ich muss sie tÃ¶ten!

Charlie hob seinen Kopf und lieÃŸ den Blick durch die KÃ¼che schweifen. Samantha war da. Sie saÃŸ am Esstisch und war mit dem Abendessen beschÃ¤ftigt. Er ging zu ihr und sie lÃ¤chelte ihm ins Gesicht. Das waren die besonderen Momente, dachte sich Charlie, und genoss fÃ¼r den kurzen Augenblick ihre Aufmerksamkeit. Solche Situationen waren selten geworden, er war schon so lange mit ihr zusammen und wie in allen Beziehungen werden kostbare Momente seltener, aber intensiver. Er trank einen Schluck Wasser und beschloss, sich im Wohnzimmer nieder zu lassen. Bestimmt gab es was Aufregendes im Fernseher, dessen GerÃ¤usche die konstante Hintergrunduntermalung im kleinen Zwei-Zimmer-Appartement waren. Mitten in der Bewegung hielt er plÃ¶tzlich inne. Da war etwas. Ein Zittern ging durch seinen KÃ¶rper. Ein Gedanke machte sich breit und fÃ¼llte seinen Kopf mit einem einzigen Satz: â€žICH MUSS SIE TÃ–TEN!!â€œ

Samantha war gerade dabei, den Lauch in Scheiben zu schneiden, als sie ein extrem ungutes GefÃ¼hl, einem kalten Lufthauch gleich, der sich an ihrem Nacken festsetzte, verspÃ¼rte und instinktiv innehielt. Sie packte den Griff des KÃ¼chenmessers fester und drehte sich langsam um. Charlies Augen waren geweitet, blutunterlaufen und nur 20 cm von ihrem Kopf entfernt. Sie atmete aus, entspannte sich und wollte schon sagen, das er doch bitte solche Scherze unterlassen sollte, als er auf sie sprang. Sie konnte gerade noch hinter seinem RÃ¼cken erkennen, wie die HaustÃ¼r aufging und Bert, ihr Freund, sich sofort auf Charlie stÃ¼rzte, ihn von ihr runter riss und mit einem Topf vom KÃ¼chentisch bewusstlos schlug.

Ein paar Minuten spÃ¤ter hatten beide ihren Schock erst einmal unter Kontrolle. â€žWas ist passiertâ€œ fragte Bert. â€žIch weiÃŸ es nicht. Er hat das noch nie gemacht.â€œ â€žIch finde, wir sollten ihn zu Dr. Brown bring Er hat ihn doch erst letzte Woche untersucht und nichts Seltsames festgestellt. Ich bin mal auf seine Meinung nach diesem Vorfall gespannt.â€œ Bert packte Charlie und kurze Zeit spÃ¤ter waren sie bei dem Arzt. Charlie kam auf dem Untersuchungstisch wieder zu Bewusstsein und der Doktor verabreichte ihm eine Spritze.

15 Minuten spÃ¤ter brachte er Charlie zu den beiden ins Wartezimmer und erklÃ¤rte ihnen, es gÃ¤be keinen Grund zur Beunruhigung. Solche VorfÃ¤lle seien im Zusammenhang mit den momentan im Umlauf befindlichen Viren zu erklÃ¤ren und sein Zustand wird sich wieder normalisieren. Nachdem und vor allen Dingen, weil nichts passiert ist, beruhigte sich auch Samantha wieder und sie nahmen Charlie mit nach Hause.

Der Arzt wartete noch ein paar Minuten ab, dann griff er zum TelefonhÃ¶rer und wÃ¤hlte eine sehr kurze Nummer. Es wurde sofort abgehoben.

â€žHÃ¶ren Sie. Ich und die anderen Ã„rzte kÃ¶nnen dieses PhÃ¤nomen bald nicht mehr unter Kontrolle bringen. Ich hatte gerade wieder einen hier. Der fÃ¼nfzehnte in dieser Woche. Er ist wie die anderen wÃ¤hrend der Untersuchung zu sich gekommen und hat doch tatsÃ¤chlich deutlich gesagt, dass er noch was zu erledigen hÃ¤tte. So habe ich es zumindest verstanden.â€œ Es folgte eine kurze Pause, wobei der Arzt den Worten seines GesprÃ¤chspartners zunehmend beunruhigt lauschte. â€žNeinâ€œ, meinte Dr. Brown, â€ždas Medikament schlÃ¤gt bald nicht mehr an. Es ist ein weiterer Schritt in der Evolution und keine Regierung der Welt kann das verhindern.â€œ Er schlug den HÃ¶rer in die Gabel.

Samantha saÃŸ auf den Beifahrersitz, streichelte Charlie und sah beruhigt zu Bert. â€žIch meine auch, dass der Tierarzt recht hat. Es ist bestimmt irgend ein Virus.â€œ Charlie richtete sich auf, knurrte kurz in sich hinein, leckte Samanthas Gesicht und plÃ¶tzlich weiteten sich seine Augen. Ein Satz machte sich wieder in seinem Kopf breit und jedes mal, wenn er den Satz verstand, wurde er lauter und deutlicher: â€žICH MUSS SIE TÃ–TEN!!â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Reise, Reise

WÃ¤re ein Drachen aus dem Wald gekrochen oder ein Gnom mit einem Goldtopf unterm Arm durch das Bild, das sich Sara bot, gelaufen, dann hÃ¤tte sie das nicht weiter verwundert. Der See lag inmitten eines nahezu undurchdringlichen Waldes und der Weg dahin war fÃ¼r sie und Erwin ein Abenteuer fÃ¼r sich, geprÃ¤gt von unmenschlichen MÃ¼hen und Strapazen. Aber dieser Anblick eines glitzernden Juwels, eingebettet in herbstfarbenem Samt war fÃ¼rs Erste EntschÃ¤digung genug.
â€žIch wÃ¼rde sagenâ€œ meinte Erwin, als er dem Blick seiner Freundin folgte und auch vom Zauber der Gegend endlich gefangen genommen wurde â€žwir haben eine ideale Stelle fÃ¼r unser Nachtlager gefunden.â€œ Ihr Blick war immer noch auf diese perfekte Idylle gerichtet. â€žJa, es ist ideal. Wie weit ist es noch bis zur HÃ¶hle?â€œ Erwin lud den Rucksack Ã¤chzend von seiner Schulter â€žIch wÃ¼rde sagen, noch ungefÃ¤hr einen Tagesmarsch. Sag mal, wundert es dich nicht, das wir noch keinem begegnet sind?â€œ Sara konnte ihre Aufmerksamkeit endlich dem jungen Mann schenken. â€žNein, ist ja nicht gerade ein All-Inclusive Urlaub, oder?â€œ
Erwin musste schmunzeln. NatÃ¼rlich nicht. Und wenn er es genau nahm, waren auch sie selber schon zwei zuviel in dieser unberÃ¼hrten Landschaft. Als Abenteuerurlauber war es nicht weiter verwunderlich, keinem Menschen Ã¼ber Tage hinweg zu begegnen. Aber hier, am anderen Ende der Welt, in dieser perfekten Umgebung, keine einzigen anderen Leute anzutreffen, machte ihn schon etwas nachdenklich. Heutzutage kann man als Individual-Tourist nie wirklich ganz alleine sein und dieser See und die HÃ¶hle dahinter waren seltene weiÃŸe Punkte auf der Landkarte dieses Inselreichs (oder eben auf den Karten der Abenteurer).
Als endlich die SchlafsÃ¤cke ausgelegt und der Grillplatz eingerichtet war, kuschelten sie in der warmen Abendsonne aneinander und genossen diese absolute Ruhe. Nicht einmal Flugzeuge waren zu sehen. Aber noch eigentÃ¼mlicher kam ihnen vor, das nicht mal Tiere zu hÃ¶ren waren. Das letzte Vogelzwitschern lag schon einen Tag zurÃ¼ck, aber jetzt erst fiel es ihnen auf. â€žSeltsamâ€œ meinte Sara â€žirgendwie ist hier alles perfekt, aber doch stimmt etwas nicht.â€œ â€žJa, keine Tiere, keine Fische, keine Menschen.â€œ Erwin schaute sich beunruhigt um. â€žIch habe noch nie einen so schÃ¶nen Ort gesehen, aber gerade weil er so perfekt ist, verÃ¤ngstigt er mich auch.â€œ â€žIch glaubeâ€œ lÃ¤chelte sie ihn an â€žwir einfach nur nicht gewohnt, in der heutigen Zeit einen so schÃ¶nen Ort genieÃŸen zu kÃ¶nnen.â€œ â€žMmh, j vielleicht hast du Recht, aber trotzdem, hier stimmt etwas nicht.â€œ â€žAch BlÃ¶dsinn.â€œ Sie gab ihm ein Knuff auf den Arm â€žWirst schon nicht gleich von einem Waldgeist verschleppt werden.â€œ
Sie genossen das Abendessen, lÃ¶schten das Feuer, da es angenehm warm war (jetzt fiel Erwin auch auf, das die obligatorischen MÃ¼cken fehlten) und krochen in ihre SchlafsÃ¤cke. Sara hatte einen seit langer Zeit Ã¼berfÃ¤lligen tiefen, vÃ¶llig entspannten Schlaf. Sie erwachte mit den ersten Sonnenstrahlen, blinzelte ein paar Mal und stellte zufrieden fest, das sie immer noch im Paradies war. Noch im Liegen schaute sie zu ihrem Freund rÃ¼ber und schreckte hoch. Er war weg.
Nicht nur Erwin war weg. Auch sein Schlafsack und der Boden darunter. Da, wo letzte Nacht ihr Freund einschlief, war jetzt das Ufer des Sees. FÃ¼r ihren Geschmack stÃ¶rten sie jetzt zwei Sachen: Nicht nur das Fehlen ihres Freundes beunruhigte sie. Nein, auch das der See plÃ¶tzlich Ã¼ber Nacht so verdammt nahe an ihren Schlafplatz gerÃ¼ckt war, kam ihr Ã¤uÃŸerst seltsam vor. Und da fiel ihr noch etwas auf. Ihre FÃ¼ÃŸe mÃ¼ssten eigentlich im Wasser baumeln, aber da, wo das untere Ende des Schlafsacks mitsamt ihren FÃ¼ssen sein sollte, war der See und sonst nichts. Der See!!
Der See, schoss ihr durch die Gedanken, bevor der Schmerz einsetzte. Der See hat ihren Freund verschluckt, und das mit voller Absicht. Und als Nachspeise hat sich das Wasser auch noch ihre FÃ¼ÃŸe gegÃ¶nnt. Jetzt endlich musste sie vor Schmerzen aufschreien und gleich wieder verstummen, den mit Entsetzen beobachtete sie, wie in der Mitte des Sees irgendetwas knapp unter der OberflÃ¤che eine Welle erzeugte, die auf sie zuraste und immer grÃ¶ÃŸer wurde. Sie begann erneut zu kreischen, versuchte verzweifelt, sich aufzurichten und weg vom Wasser zu kommen.
Sekunden spÃ¤ter war es wieder still an diesem schÃ¶nen Ort.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Kitty, Kitty, Kitty

Kitty war das, was man durchaus als eine Ausgeburt der HÃ¶lle bezeichnen konnte. Es gab, zumindest fÃ¼r ihre Begriffe oder die ihrer Opfer, keinen annÃ¤hernd zutreffenderen Vergleich. Sie lebte in einem kleinen Dorf mit dreizehn BauernhÃ¶fen und war unangefochten die Nummer Eins. Es war ein harter Kampf, dahin zu kommen, wo sie jetzt war, aber es hat sich gelohnt. Es gab nun mal kein geileres GefÃ¼hl als absolute Macht.
Kitty streunte Nacht fÃ¼r Nacht von Hof zu Hof und liebte es, ihre Terrorherrschaft immer wieder aufs Neue unter Beweis zu stellen. Sie suchte die Herausforderung und fand sie, zugegeben immer seltener, aber dafÃ¼r um so dramatischer. Angefangen hat es mit ein paar Raufereien, die mitunter sogar noch freundlich und im Liebestaumel ihrer wilden Jugend ausgingen. Aber mit der Zeit entwickelte sich in ihrem Inneren ein DÃ¤mon, der Besessenheit von Macht suggerierte. Sie wurde zunehmend aggressiver und in ihrem Blick spiegelte sich der erste Anflug von Mordlust. Aber noch besser war: Je brutaler sie wurde und immer wieder als Sieger hervor ging, desto immuner wurde sie fÃ¼r MitgefÃ¼hl.
Sie vergaÃŸ nie ihren ersten Mord. Es war eine regnerische und stÃ¼rmische Nacht und das war gut so. Denn nur in solchen NÃ¤chten trieben sich die wirklich harten Artgenossen durch die Gegend. Es war ein kurzer, aber gnadenloser Kampf. Ein Bursche, sie erfuhr seinen Namen Theodor erst Wochen spÃ¤ter, hatte ihren Weg gekreuzt und das war absolut verboten. Keine Katze durfte das und alle wussten es. Diese und noch ein paar andere merkwÃ¼rdige Regeln spiegelten ihren Wahnsinn wieder. Aber nun: Er hat die Regel missachtet und nun durfte er ihren Zorn spÃ¼ren. Eine Vorliebe hatte sie lieben gelernt: Sie war immer darauf aus, zuerst die Augen ihrer Opfer auszukratzen. Das gab dem MachtgefÃ¼hl noch das SahnehÃ¤ubchen der absoluten Ãœberlegenheit. Aber genau so schnell, wie sie ihnen die Sicht nahm, raubte sie ihnen auch ihr Leben. Sie hatten jedes Recht darauf verwirkt.
Das war also Kittys Leben: TÃ¶ten, um des TÃ¶tens Willen. Neben den Augen gab es noch weitere KnÃ¼ller: Das Fell ausreiÃŸen, den Hals durchkratzen, damit ihre â€žFeindeâ€œ langsam verbluteten, den Schwanz abbeiÃŸen oder auch die FÃ¼ÃŸe abfressen. Nicht nur vor dem Blut und Fleisch machte sie keinen Halt, sie fing auch damit an, sich an kleinere Hunde heran zu wagen.
Thomas Burrow war in diesem Ort ein eher schÃ¼chterner kleiner Junge, der niemanden und nichts etwas zuleide tun konnte. Er liebte es, Blumen fÃ¼r seine Mutter zu pflÃ¼cken und sie mit Gedichten zu Ã¼berraschen. Seine MitschÃ¼ler in der dritten Klasse waren der Meinung, er sei nun wirklich das wahre Abbild eines Weicheis. Nun denn, es ergab sich an einem besonders schÃ¶nen SpÃ¤tsommerabend, das Thomas mit einem nur wirklich glÃ¼cklichen Kindern vorbehaltenen unschuldigen LÃ¤cheln im Garten herumlief und von Kitty interessiert beobachtet wurde. Sie Ã¼berlegte gerade, wie sie es wohl schaffen kÃ¶nnte, so ein Menschenkind zu erlegen, als sich ihr Blick traf. Thomas hielt inne und sein LÃ¤cheln schwand. Langsam ging er zurÃ¼ck ins Haus und bemerkte, das ihm die schwarze Katze folgte.
Kitty fiel auf, das ungewÃ¶hnlich viele andere Katzen ebenfalls vor Ort waren und dachte sich: â€žNa, die sind wohl darauf gespannt, ob ich den Schwanz vor so einem Kind einziehe. Ich werde sie eines Besseren belehren mÃ¼ssen.â€œ
Sie trottete dem Jungen hinterher, durch die offene TerrassentÃ¼r, nichtsahnend in Thomas` Falle: Ein Strick, den er an einem langen Stock um ihren Hals legte. Sie drehte schier durch und wehrte sich mit allen Mitteln, aber nach etwa einer Stunde lag sie erschÃ¶pft in der Kinderzimmerecke und beobachtete mit unglÃ¤ubigem Blick ihr â€žOpferâ€œ. Thomas war sich nun sicher, das die Katze keinen Ã„rger mehr machen wÃ¼rde und lÃ¤chelte sie an.
â€žIch glaube, ich werde spÃ¤ter mal Tierarztâ€œ sagte er zu Kitty, wÃ¤hrend er vor ihr ein TÃ¤schchen Ã¶ffn mit nichts weiter darin als einem etwas grÃ¶ÃŸeren KÃ¼chenmesser und einer verrosteten Schere. Er nahm die Schere zur Hand, schnippte ein paar Mal und ein irrer Blick legte sich auf sein Gesicht, den sie nur all zu gut kannte: Macht.
Er beugte sich zu ihr hinÃ¼ber, legte mit der Schere an ihrem Schwanz an und flÃ¼sterte leise: â€žKitty, Kitty, Kitty.â€œ
Das letzte, was Kitty sah, bevor Thomas ihre Augen bei lebendigem Leib herausoperierte, war eine ganze Ansammlung von Nachbarskatzen auf dem Fensterbrett vor Thomas Zimmer. Und ALLE

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

hatten den gleichen Blick wie Thomas.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

SÃ¼sser Tod

Dave Andrews Lebensweg war zu Ende. Er hatte ein letztes Bad genommen, sich ein letztes Mal rasiert, ein letztes Mal die ZÃ¤hne geputzt. Er hatte ein letztes Gericht und schaute zum letzten Mal in den Spiegel. Das Gesicht, das er sah, war eine versteinerte Mine: alt, ausgelaugt, dem Verfall der Zeit, der endlos scheinenden Zeit, ausgesetzt. Es ist ein Gesicht, gezeichnet von kaltblÃ¼tigen, mordenden Augen und gestÃ¤ndigen, bereuenden Falten. â€žIch habe das verdient und bin glÃ¼cklich darÃ¼ber, das es nun endlich so weit istâ€œ sagte er dem Spiegelbild.
Die kleine Klappe zur ZellentÃ¼r wurde geÃ¶ffnet. â€žDave Andrews!â€œ Das war Joe Marvin, sein Aufseher im Todestrakt des StaatsgefÃ¤ngnisses von Texas. Joes Stimme war ihm ein vertrauter Begleiter in den letzten Jahren (wie viele es genau waren, konnte er nicht mehr mit Bestimmtheit sagen) geworden. Aber heute hatte sie nicht den einfÃ¼hlsamen, sondern den â€žoffiziellenâ€œ Klang. Und damit war Dave klar, das nun auch Joes Stimme zu den Dingen gehÃ¶rt, die er ein letztes Mal genieÃŸen durfte. â€žDave Andrews, gehen sie zur hinteren Zellenwand und stellen sie sich mit dem Gesicht und den HÃ¤nden an der Wand breitbeinig hin. Bitte verharren sie in dieser Position. Eine Bewegung und wir mÃ¼ssen entsprechende Mittel ergreifen.â€œ Dave hatte sowieso nicht vor, sich zu wehren. Er hÃ¶rte den schweren SchlÃ¼ssel im Schloss drehen und mehrere, mindestens drei, schÃ¤tzte er, Paar FÃ¼ÃŸe in die Zelle strÃ¶men. Sofort wurden ihm die HÃ¤nde auf den RÃ¼cken gerissen und diese, sowie die FÃ¼ÃŸe mit schweren Ketten gefesselt. Auch wenn es nur einen Anflug von Chance auf Flucht gegeben hÃ¤tte, Dave wÃ¤re mental gar nicht mehr in der Lage, sich ein Leben drauÃŸen vorstellen zu kÃ¶nnen. Er wollte sterben! Das war es ja auch, was die Todesstrafe so hart und gleichzeitig so gÃ¼tig machte. Die endlose Zeit der Isolation und die stÃ¤ndige Angst in den ersten Jahren, es wÃ¤re jetzt endlich so weit, treibt einen in den Wahnsinn. Irgendwann dann ist es einem gleichgÃ¼ltig und im Endstadium sehnt man sie nur noch herbei. Zumindest war das bei Dave so. Nein, er war glÃ¼cklich, das nun endlich sein letzter Gang bevorstand. Die nun folgende Prozedur wÃ¼rde die Todesstrafe VOLLENDEN, nicht AUSFÃœHREN.
Er wurde, begleitet vom Gemurmel eines Geistlichen, in das Hinrichtungszimmer gefÃ¼hrt. All dies hatte er sich tausend mal in Gedanken vorgestellt, so das ihm jetzt alles wie ein Schauspiel vorkam. Es war, als wÃ¼rde er sich selbst bei seiner eigenen Exekution von auÃŸen beobachten. Das war die Endstation, begleitet von beinahe absoluter GleichgÃ¼ltigkeit.
Er beobachtete interessiert, wie er auf die Liege geschnallt wurde. Er nahm am Rande wahr, wie an beiden Armen Injektionsnadeln eingefÃ¼hrt wurden. Er verspÃ¼rte die erste LÃ¶sung, bestehend aus Kochsalz, damit das Gift anschlieÃŸend ungehindert seinen Weg finden kÃ¶nne. Er sah aus den Augenwinkeln, wie VorhÃ¤nge zurÃ¼ck gezogen wurden. Er wÃ¼rde nicht in irgendwelche Gesichter blicken. Nein, das waren Gesichter der Vergangenheit. Er hatte beschlossen, einsam zu sterben, so einsam, wie er die letzten Jahre zugebracht hatte.
Und endlich war es soweit: Er verneinte seine letzten Worte, die er noch an alle hÃ¤tte richten dÃ¼rfen. Das letzte, was er bemerkte, war das BetÃ¤ubungsmittel. Dann war es dunkel. Lange Zeit. Dave schlief. Und Dave erwachte.
Er richtete sich auf und stellte fest, das er immer noch auf der Liege lag, aber die Injektionsnadeln waren wieder entfernt worden. Er war nicht mehr angeschnallt, aber wieder in einer Zelle. Diese Zelle war anders als seine Todeskammer. Sie war dunkler und Ã¤lter. Er meinte fast, er kÃ¶nne spÃ¼ren, das er nun wesentlich tiefer unter der Erde war als die Jahre zuvor (da ahnte er wenigstens noch den Himmel und die Sonne). Und er stellte schmerzhaft fest, nachdem er sich ordentlich in den Arm gezwickt hatte, das er nicht tot war. Was sollte das?
Die TÃ¼r wurde aufgerissen (â€žNICHT VERSCHLOSSENâ€œ dachte Dave noch verwundert) und mehrere MÃ¤nner kamen herein, hoben ihn unsanft von der Liege und drÃ¼ckten ihn an die Wand. Er sah, wie hinter ihnen ein drahtiger, bleicher, Ã¤lterer Mann die Zelle betrat. â€žDave Andrews, sie wurden zum Tode verurteilt.â€œ Dave bemerkte einen Anflug von Grinsen auf den Lippen des Alten. â€žUnd sie wurden hingerichtet. Aber der Staat Texas sieht fÃ¼r die Todesstrafe, sagen wir mal, resolutere Mittel vor, als die Ã–ffentlichkeit wissen dÃ¼rfte.â€œ Der Alte kam Dave jetzt sehr nahe. Er konnte den sÃ¤uerlichen Atem riechen. â€žDave Andrews, gemÃ¤ÃŸ den Verordnungen des Staates Texas sind sie offiziell fÃ¼r tot erklÃ¤rt worden. Aber sie dÃ¼rfen ab dem heutigen Tage noch genau zwanzig Jahre leben. Und wenn ich

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

hinzufÃ¼gen darf: Zwanzig Jahre sterben.â€œ
Der Alte fuhr herum und befahl den anderen: â€žBringt ihn in seine Kammer.â€œ Die MÃ¤nner zerrten Dave aus der Zelle, und wÃ¤hrend er durch eine Art Verlies geschleppt wurde, begann der Alte hinter ihm zu plaudern. â€žSie werden sich sicher wundern, warum sie noch nicht tot sind. Nun, wir sind der Meinung, ein zum Tode Verurteilter sollte nicht einfach so sterben. Es war schon immer das Bestreben einiger, ich meine, kluger Leute, die richtigen Mittel zu finden, um den TÃ¤tern ihre Taten, sagen wir mal, korrekt zu vermitteln.â€œ Dave bemerkte jetzt erst das Kreischen und Schreien aus den Kammern, an denen er vorbeigezerrt wurde. Der Alte fuhr fort â€žAber da sich nun mal der Mensch im Ã¶ffentlichen Leben als human und gesellschaftlich angepasst geben muss, sind die Mittel, die zur TÃ¶tung Verurteilter vorgeschlagen wurden, allesamt aufgrund ihrer Grausamkeit abgelehnt worden. Aber,â€œ Dave sah wieder das Gesicht und das Grinsen des Alten vor sich â€žes gibt nun mal Mittel und Wege, Forderungen durchzusetzen, und deshalb wurde inoffiziell beschlossen, TÃ¤ter wie Sie, lieber Mr. Andrews, korrekt zu bestrafen.â€œ
Dave wurde in eine Kammer gezerrt und an eine Art aufrecht stehendes Bettgestell festgebunden. Einer der MÃ¤nner zog ihm die Hose runter, packte seine Genitalien und schnallte diese auf einem Bock fest. Der Alte sprach nun mit ernster Stimme â€žMr. Andrews, gemÃ¤ÃŸ der Verordnungen von Texas sind sie zum Tode durch Folterung verurteilt. Die Dauer der Folter wird auf zwanzig Jahre festgesetzt. Da ihre Tat eine Vergewaltigung mit Todesfolge war, wird die erste Handlung eine Amputation ihrer Geschlechtsteile sein. Vorgenommen wird die Entfernung ihrer Organe von einem Dobermann. Wenn diese Wunde verheilt ist, werden nÃ¤chste Schritte eingeleitet.â€œ Die MÃ¤nner und der Alte entfernten sich aus der Kammer, verschlossen diese und stellten sich hinter eine Glaswand. Daraufhin wurde eine Klappe geÃ¶ffnet und ein riesiger, schwarzer Hund betrat die Kammer und bewegte sich zielstrebig auf die prÃ¤sentierten Genitalien zu.
Der Alte genoss den Horror in den Augen seines â€žNeuzugangsâ€œ. Kurz, bevor das Schreien und damit die wirkliche Strafe fÃ¼r Daves Taten einsetzten, erkannte der Alte die Wahrheit im Blick des Verurteilten: Der eigentliche Teufel ist der Mensch und seine HÃ¶lle ist auf Erden!

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Wer bin ich?

Er erwachte inmitten eines Chaos aus umgeworfenen MÃ¶beln und Scherben aus Geschirr. Er lag in der KÃ¼che und konnte sich an nichts erinnern. VÃ¶llig benebelt richtete er sich auf und sah sich um. Verschiedene Splitter hatten sich in seinen KÃ¶rper gebohrt, also ist er wohl hart aufgeschlagen. Es hat auch einen Kampf gegeben, denn er spÃ¼rte Ã¼berall Beulen und Verstauchungen. Tiefblau verfÃ¤rbte KÃ¶rperstellen zeugten von Ã¼blen SchlÃ¤gen. Aber viel schlimmer war momentan das Fehlen jeglicher Erinnerung.
â€žGegen wen habe ich gekÃ¤mpft? Warum wurde ich nicht getÃ¶tet? Wer bin ich?â€œ Er schÃ¼ttelte den Kopf und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Vergeblich versuchte er, sich an seinen Namen zu erinnern. â€žWas soll das? Ich habe keinerlei Erinnerung mehr? Was ist geschehen?â€œ
Noch mal lieÃŸ er den Blick durch die KÃ¼che schweifen. Ãœberall ein absolutes Durcheinander, und inmitten der TrÃ¼mmer sah er plÃ¶tzlich eine Blutspur, die vom Wohnzimmer zu ihm fÃ¼hrte. Es waren seine roten Spuren, aber nicht sein Blut. Sofort kam ein Ã¼berwÃ¤ltigendes Ãœbelkeitsgefühl hoch und er erbrach sich.
â€žDas ist nicht mein Blut. Wessen Blut habe ich durch die Wohnung verteilt. Was habe ich getan? Verdammt noch mal, wo sind meine Erinnerungen?â€œ
Er taumelte, immer noch vÃ¶llig benommen, in das ebenfalls vÃ¶llig verwÃ¼stete Wohnzimmer und folgte der Blutspur. Sie endete nach dem Flur vor der halb offenen BadezimmertÃ¼r. Die Blutspur wurde hier zu einer FlÃ¤che, die den ganzen FuÃŸboden ausfÃ¼llte. Es war schon leicht angetrocknet, was ihm sagte, das er wohl mehrere Stunden in der KÃ¼che gelegen hatte. Was wird ihn hinter der TÃ¼r erwarten?
â€žWer bin ich?â€œ Dieser Satz lieÃŸ ihn nicht mehr los. â€žUnd was mache ich hier? Habe ich jemand getÃ¶tet? Warum kann ich mich an nichts mehr erinnern? Wo ist mein Leben?â€œ Es kam ihm vor, als sei er eben erst aus einem endlosen Traum erwacht.
Da hÃ¤mmerte es plÃ¶tzlich an die HaustÃ¼r. â€žMisses Devon? Hallo? Ich bin es noch mal, hallo?â€œ Wieder ein HÃ¤mmern. Er starrte wie gelÃ¤hmt auf die TÃ¼rklinke, die ein paar mal heftig gerÃ¼ttelt wurde. Und wieder Klopfen. â€žMisses Devon! Hallo!â€œ Er hÃ¶rte, wie drauÃŸen ein paar Stimmen flÃ¼sterten. Dann ein Schlag und ein Riss in der TÃ¼r. Jemand hatte angefangen, die TÃ¼r einzureiÃŸen. Mit einer Axt! Was sollte er tun? Er schaute zur BadezimmertÃ¼r. Er musste wissen, wer darin war. Aber wenn diese Leute ihn so sahen, wie Ã¼berall an seinem KÃ¶rper fremdes Blut klebte, dann war es vorbei. Wieder ein Schlag. Ein StÃ¼ck Holz flog von der TÃ¼r vor seine FÃ¼ÃŸe. Panik kam hoch. Er musste in das Badezimmer. Er spÃ¼rte seinen SchweiÃŸ Ã¼berall aus den Poren treten.
Er Ã¶ffnete die BadezimmertÃ¼r, als der Lauf eines Gewehres durch die HaustÃ¼r gesteckt wurde. Er sah Samantha im Bad liegen, vÃ¶llig zerfetzt, den Kopf vom Rumpf gebissen, kurz bevor ihn ein Schuss am linken Vorderlauf traf. â€žIch habe meine Liebste getÃ¶tet. Ich habe mein Leben ihr hingegeben und ich habe sie getÃ¶tet. Aber wer bin ich?â€œ Er drehte sich zur HaustÃ¼r, die soeben aufflog und sah sich zwei MÃ¤nnern in Uniform gegenÃ¼ber. Beide hielten ihre Waffen auf ihn gerichtet und warnten ihn kein einziges Mal, bevor sie ihm den SchÃ¤del mit fÃ¼nf SchÃ¼ssen durchsiebten.
Officer Black hielt immer noch mit entsetztem Blick die Waffe auf das tote Tier, einen SchÃ¤ferhund, blutÃ¼berströmt. Sein Kollege, Dan Rendings, lieÃŸ seine 38er langsam sinken und flÃ¼sterte Black etwas ins Ohr, auf das er keine Antwort erhielt und Ã¼ber das nie wieder gesprochen wurde:
â€žHast du ihn auch reden gehÃ¶rt? Hast du auch gehÃ¶rt, wie er sagte: Wer bin ich?â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Adam und die kleine Fee

Es war einmal ein Typ auf einer kleinen Insel mit einer riesigen Kiste Kokain. Adam hieÃŸ der brave Mann und was ihn auf die Insel verschlagen hatte, wusste und interessierte ihn auch nicht. Auch hatte er in den manchen wachen Momenten nicht den blassesten Schimmer, wo diese verdammte Insel denn genau lag. Manchmal, in den Kokspausen, ging er mÃ¼hselig um die kleine Insel und stellte fest, das sich nichts, aber auch gar nichts verÃ¤nderte. Wenn er mal Durst hatte, so trank er von einer kleinen Quelle auf dem kleinen Berg. Wenn er mal Hunger hatte, so gab es Obst oder Obst oder Obst.
Aber im GroÃŸen und Ganzen konnte er mit den Entbehrungen leben, denn Ã¼berraschenderweise ging der Koksvorrat niemals zuneige und das war das, was zÃ¤hlte.
Das war Adams Leben bis zu dem Tag, an dem er zuerst dachte, jetzt wÃ¼rden endlich die berÃ¼hmten Hallos einsetzen. Grinsend und mit halb geschlossenen Augen beobachtete er den kleinen Punkt am Horizont, der sich stetig auf ihn zu bewegte, aber kaum grÃ¶ÃŸer wurde. Des RÃ¤tsels LÃ¶sung (er war kaum Ã¼berrascht) war eine kleine Fee mit einem freundlichen LÃ¤cheln?
â€žHallo, Adam.â€œ
â€žHallo, kleine Fee.â€œ HÃ¤tte er keine Ohren gehabt, wÃ¼rde er jetzt rund rum grinsen. â€žWoher kennst meinen Namen.â€œ
â€žOh, ich weiÃŸ so Einiges. Und ich werde dir auch einiges erzÃ¤hlen. Aber zuerst sollte ich dir sagen, weshalb ich hier bin.â€œ
â€žNa, ich bin ganz Ohrâ€œ sprach er, wÃ¤hrend er sich nieder setzte und fasziniert das bunte Schwirren ihrer klitzekleinen FlÃ¼gel bestaunte.
â€žNun, du weiÃŸt, ich bin eine Fee.â€œ
â€žJaâ€œ lÃ¤chelte er.
â€žUnd eine Fee verspricht dir was?â€œ
â€žDrei WÃ¼nsche.â€œ
â€žNun denn, dann weiÃŸt du ja Bescheid.â€œ Sie schwirrte jetzt genau vor seinen FÃ¼ÃŸen und setzte s auch auf einen kleinen Stein. â€žAber eines musst du wissen. Du bist der letzte Mensch auf dieser Erde. Alle anderen sind tot. Durch Krieg und Maschinen vernichtet worden.â€œ
Sein LÃ¤cheln schwand.
â€žNun, Adam, was ist nun dein erster Wunsch.â€œ
â€žWhoa,â€œ er riss die Arme hoch und gestikulierte, sie solle kurz mal ruhig sein â€žMoment, kleine Fee darÃ¼ber muss ich erst mal nachdenken.â€œ Sprachs und schaufelte sich eine Line Koks hinterher.
Nach mehreren Stunden â€žscharfenâ€œ Nachdenkens kam ihm die geniale Idee. Er ging zur Fee zurÃ¼ck, setzte sich ihr gegenÃ¼ber wieder auf den Stein und wollte schon loslegen, als ihn die Fee unterbrach.
â€žNoch eines musst du wissen: Wenn einer deiner WÃ¼nsche ewiges Leben sein sollte, so kann ich dir den Wunsch danach erst nach 1.000.000 Jahren erfÃ¼llen.â€œ
â€žOk.â€œ Adam verstand, er war ja nicht blÃ¶d, also vertauschte er einfach die ersten beiden WÃ¼nsche.
â€žPass auf, Fee. Als erstes wÃ¼nsche ich mir so ein junges MÃ¤del. WeiÃŸt schon, eine Art Eva. Also, sie soll schon megageil sein und vor allen Dingen nach vier oder fÃ¼nf Kindern immer noch ansehnlich. WeiÃŸt du, ich mach jetzt auf Bibelgeschichte. SchlieÃŸlichâ€œ er riss lachend und triumphierend die Arme in die HÃ¶he â€žbin ich ja Adam.â€œ
Die Fee lÃ¤chelte, schnippte mit einem klitzekleinen Fingerchen kaum hÃ¶rbar und kawumm: Da stand Eva. Das sah Adam mit Zufriedenheit, aber er konnte sich kaum bremsen und verlangte sogleich seinen zweiten Wunsch: â€žOk, Fee. Jetzt weist du ja was kommt.â€œ
â€žReichtum?â€œ
â€žNÃ¶, nicht in dieser Welt.â€œ Das war der erste halbwegs kluge Satz von Adam seit langer, langer Zeit.
â€žNein, ich mÃ¶chte unsterblich sein. Der Rest, also Reichtum und so, kann ich mir ja dann selber erfÃ¼llen.â€œ
Die Fee lÃ¤chelte, schnippte mit einem klitzekleinen Fingerchen wieder kaum hÃ¶rbar und kawumm: Die Fee war weg und Adam unsterblich. Das stellte er aber erst nach so ca. 100 Jahren fest, da er sonst ja irgendwann eines natÃ¼rlichen Todes hÃ¤tte sterben mÃ¼ssen.
Na, und was dann kam, steht in so ziemlich jedem Lexikon (und anfangs in der Bibel). Adam und Eva legten los und bekamen eine ganze Horde Kinder. Die bekamen auch Kinder, die wiederum auch und

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

so weiter und so weiter. Sie breiteten sich auf der Erde aus und wurden zu einer neuen Zivilisation. Bla, bla, bla... eines Tages, so nach ungefÃ¤hr ner Million Jahren, stellte Adam einiges fest:
1. Seit knapp einer Million Jahren kann er nicht sterben und das kotzt ihn tierisch an. Vor allen Dingen, weil alle, die er irgendwann mal lieb gewinnt, sterben kÃ¶nnen.
2. Die Menschen haben nicht lange gebraucht, sich gegenseitig erneut die SchÃ¤del einzuschlagen und sich mit immer stÃ¤rkeren Waffen zu bekÃ¤mpfen. Und auch wenn er gewollt hÃ¤tte, irgendwann kam er zu der Ãœberzeugung, es war unmÃ¶glich und ein der Menschheit vorbestimmter Weg.
3. Und unmittelbar jetzt fiel ihm auf, das gerade ein paar Atombomben um ihm herum in die Luft gingen und der ganze Erdball komisch zu schimmern anfing und, ach ja, alle anderen auÃŸer er verbrannten.
Und wie sollte es anders sein, just in diesem Moment? Genau, kawumm, da war sie wieder: Die Fee.
Er schaute ihr ins Gesicht und lÃ¤chelte gar nicht mehr.
â€žAber Adam, was ist denn, bist du denn nicht glÃ¼cklich?â€œ
â€žTja, schau dich mal um.â€œ
Hinter ihm stieg gerade ein Atompilz in die oberen Luftschichten.
â€žIch wÃ¼rde sagen, es wird wohl Zeit fÃ¼r deinen dritten Wunsch. Hast du dir einen Ã¼berlegt?â€œ
â€žOh ja, ich hab nur einen Wunsch.â€œ
â€žSterben?â€œ
â€žNein, wo denkst du hin. Ich mÃ¶chte einfach alles vergessen kÃ¶nnen. WeiÃŸt du, so eine Art â€žResetâ€œ.
â€žKein Problemâ€œ.
Die Fee lÃ¤chelte, schnippte mit einem klitzekleinen Fingerchen wieder kaum hÃ¶rbar und kawumm: Adam saÃŸ mit ner riesigen Kiste Kokain auf einer kleinen Insel und lÃ¤chelte. Tagaus, tagein lÃ¤chelte er.
Und wenn er nicht gestorben ist? Na? Genau. Kann er eh nicht. Er sitzt einfach nur auf seiner Insel und hat keine Ahnung, dass Ã¼ber das Meer eine kleine Fee mit einem diabolischen Grinsen im Gesicht zu ihm unterwegs ist.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Unfalltod

Carl Major konnte nichts mehr erkennen. Der Regen wurde zu einer einzigen Wasserwand und der Wind drÃ¼ckte diese Massen quer Ã¼ber die StraÃŸe. Die Scheibenwischer des Mitsubishi kamen nicht hinterher und das Fernlicht zeigte nur noch Fragmente der Landschaft, die ihm mit 30 Meilen pro Stunde entgegen kam. Schneller konnte er nicht fahren.
â€žWir werden wohl noch ein paar Minuten mehr brauchen. Du solltest Mary anrufen, das sie sich mit dem Essen nicht zu beeilen braucht.â€œ
Sonja Major nahm das Handy aus der Handtasche und wÃ¤hlte die Nummer ihrer Freundin. Carl blickte kurz in den RÃ¼ckspiegel und sah ihre kleine Tochter friedlich auf dem Kindersitz schlafen.
â€žMary, hey, ich bin es, Sonja.â€œ Carl hÃ¶rte eine besorgte Stimme aus dem Handy. â€žNein, mach dir kein Gedanken. Es ist zwar ein hÃ¶llischer Regen, aber uns gehtâ€™s gut.â€œ Sie drehte sich zu Leila um. â€žAu der Kleinen geht es gut, sie schlÃ¤ft. Wir werden nur ein paar Minuten lÃ¤nger brauchen.â€œ
Carl musste seine Augen ordentlich anstrengen, um Ã¼berhaupt etwas erkennen zu kÃ¶nnen. Die StraÃŸe vor ihm war nur noch anhand der Seitenpfosten zu erkennen. â€žJa, auch lauwarme KnÃ¶del essen wir. Bis spÃ¤ter.â€œ Sonja drÃ¼ckte auf â€žAuflegenâ€œ. â€žSie meinte, die KnÃ¶del werden zwar kalt, abe kalte KnÃ¶del als tote Freunde. Manchmal ist sie schon sehr makaber.â€œ
â€žJa.â€œ Carl glaubte, die nÃ¤chsten Seitenpfosten nur mit GlÃ¼ck finden zu kÃ¶nnen. â€žIch glaube, es wohl besser, anzuhalten.â€œ
â€žAch, wo.â€œ Sonja lehnte sich zu ihm rÃ¼ber und versuchte selbst, die StraÃŸe zu finden. â€žNa ja, ich fi es geht.â€œ
Mmh, dachte Carl, wenn jetzt nicht bald der Regen nachlÃ¤sst und ich anhalten muss, fÃ¤ngt sie wieder mit der Keiferei an. Aber diesmal wÃ¼rde er sich auf keine Diskussion einlassen. Sie war unendlich stur und wenn sie meinte, es mÃ¼sse so funktionieren, dann bitte, soll sie doch fahren. â€žIch versuche mein Bestesâ€œ brachte er halbfreundlich Ã¼ber die Lippen. Sie streifte diese Bemerkung von ihrer Schulter und meinte nur â€žJa, klar, so wie immer.â€œ
â€žWas denn?â€œ Carl sah sich versucht, zu ihr zu schauen. â€žIch meine, es ist wirklich nicht gerade leicht hier vernÃ¼nftig zu fahren. Ich habe nicht mal eine Ahnung davon, ob ich noch auf der richtigen StraÃŸenseite bin.â€œ Sein Ton wurde augenblicklich schÃ¤rfer. Er hielt sich schon seit langem nicht mehr mit dem Streit-Vorspiel auf. Nicht bei ihr. Es lÃ¤uft eh immer auf Ã„rger hinaus.
â€žDu wirst schon wissen, was du tustâ€œ meinte sie schnippisch.
Jetzt sah er zu ihr. â€žWenn du es besser kannst, dann...â€œ
Ein lauter Knall, das GerÃ¤usch von zerberstendem Glas und reiÃŸendem Metall. Ein fast bis zur Besinnungslosigkeit schmerzhafter Ruck des Gurtes, der Carl in den Sitz zurÃ¼ckpresste, als der Wagen, den er nur zehntel Sekunden vor dem Aufprall aus den Augenwinkeln bemerkte, sich in den Motor des Mitsubishi bohrte und seitlich wegschleuderte. Beide Fahrzeuge drehten sich wie ein Eislaufpaar im Wirbel rechts und links von der Fahrbahn. Weitere zwei Sekunden spÃ¤ter folgte dem Knall des Aufpralls der â€žLÃ¤rmâ€œ der Ruhe. FÃ¼r Augenblicke war Carl auf den direkten Weg in die Ohnmacht und nur mit Gewalt konnte er sich davon abhalten, die Augen zu schlieÃŸen und seinen KÃ¶rper erschlaffen zu lassen.
Endlos schien ihm die Zeit, sich wieder bewegen zu kÃ¶nnen. Zuerst registrierte er, das offensichtlich der andere Wagen genau wie ihrer sich nicht Ã¼berschlagen hatte. Quer Ã¼ber die StraÃŸe mussten beide MotorblÃ¶cke verteilt sein. Er versuchte, sich aus dem Sitz zu lÃ¶sen. Erstaunlicherweise gelang ihm das ohne groÃŸe Schwierigkeiten. Und im selben Moment, als er den Gurt lÃ¶ste, sah er, wie Sonja sich ebenfalls bewegte.
â€žWas war das?â€œ Sie stand vÃ¶llig neben der Spur, schien aber ebenfalls nur leicht verletzt zu sein. Sie hatten wirklich unglaubliches GlÃ¼ck, meinte Carl im ersten Moment. Die Windschutzscheibe flog fast in einem StÃ¼ck nach auÃŸen und der Motorraum schob sich auch nicht in den FuÃŸraum, was wohl bedeutete, dass sie keinen direkten FrontalzusammenstoÃŸ mit dem anderen Wagen hatten.
â€žEin Unfall, aber uns ist...â€œ Er sah sich nach Laila um und seine Stimme verstarb. Auf dem Kindersitz war ein KÃ¶rper ohne Kopf. Der lag auf der RÃ¼ckbank, zusammen mit einem Teil der Windschutzscheibe. Das Glas hatte den Kopf sauber abgetrennt.
â€žOh, Gott.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žWas?â€œ Sie kam langsam wieder zu sich und folgte Carls Blick. â€žWas ist?â€œ Sie wurde sauer, weil er antwortete, und drehte sich auch nach hinten.
Bob Weller hatte nicht so viel GlÃ¼ck, wie er sich erhoffte. Er lebte immer noch und hing eingeklemmt seitlich aus seinem Fiat. Seine FÃ¼ÃŸe konnte er nicht mehr spÃ¼ren, aber das war ihm egal. Minuten vergingen, ehe er sich der Situation klar wurde. Er versuchte, den anderen Wagen, der ihm sein Leben nehmen sollte, ausfindig zu machen. Irgendwo da drÃ¼ben auf der anderen StraÃŸenseite musste er sein. Der Regen lieÃŸ nach und er konnte die Motorteile auf der Fahrbahn erkennen. Er hÃ¶rte Schritte und sah auf. Ein Mann bewegte sich beinahe traumatisiert auf ihn zu. Eine Frau kam ihm hinterher. Sie war vÃ¶llig auÃŸer sich und trommelte verzweifelt auf den RÃ¼cken des Mannes. Sie schrie dem Mann SchimpfwÃ¶rter hinterher, aber Bob interessierte sich nicht dafÃ¼r. Er flÃ¼sterte dem Mann zu â€žMister, sie mÃ¼ssen mich tÃ¶ten.â€œ
Carl schreckte entsetzt zurÃ¼ck. Erst dachte er, der andere wÃ¤re tot, bis der sich plÃ¶tzlich bewegte, ihn ansah und von ihm verlangte, ihn zu tÃ¶ten.
â€žDas Schwein lebt noch.â€œ Sonja schrie auf und wollte sich sofort auf den Mann stÃ¼rzen. Carl musste sie zurÃ¼ck reiÃŸen. Er hielt sie fest und wÃ¤hrend sie wieder auf ihn einschlug, fragte er den Eingeklemmten vÃ¶llig verwundert â€žWie bitte, ich soll sie tÃ¶ten?â€œ
â€žLass mich, ich mach ihn alle.â€œ Sie zerrte so heftig an ihm, das seine FingernÃ¤gel sich tief in ihren Arm bohrten.
Bob sagte noch mal â€žSie mÃ¼ssen mich tÃ¶ten. Ich wollte sterben, aber der Aufprall war nicht heftig genug. Aber wenn sie mich tÃ¶tenâ€œ er hielt kurz inne â€žmit einer Glasscherbe den Hals aufschneiden, ja, dann kommt keiner darauf, das sie es waren.â€œ
â€žSind sie vÃ¶llig verrÃ¼ckt?â€œ Kurz war Carl soweit, den Mistkerl wirklich zu tÃ¶ten, notfalls mit vielen, vielen FuÃŸtritten ins Gesicht.
â€žIch tÃ¶te ihn!â€œ Er fuhr zu Sonja herum. Sie hielt eine groÃŸe Scherbe in der Hand. Er konnte in ihren Augen lesen, wie Ernst es ihr war.
â€žNein, das wirst du nicht. Das wÃ¤re Mord!â€œ
â€žAha, aber dieser ScheiÃŸkerl hat unsere Tochter auf den Gewissen, schon vergessen?â€œ Sie wollte auf Bob loslaufen, aber Carl stellte sich ihr in den Weg.
Bob glaubte, nicht richtig zu hÃ¶ren. â€žWas habe ich getan? Ihre Tochter?â€œ
Carl schrie ihn an. â€žGenau, du Arschloch, unsere Tochter wurde tÃ¶dlich verletzt.â€œ
â€žDu bist selbst genau so ein Arsch wie dieser Hurensohnâ€œ schrie Sonja hinter ihm. â€žSag ihm, das Leila gekÃ¶pft wurde.â€œ
Carl hÃ¶rte an ihrer Stimme, wie sie versuchte, ihn zu umlaufen.
â€žIch werde ihm den Rest geben.â€œ Ihre Stimme wurde immer schriller. Carl spuckte Bob ins Gesicht und drehte sich wieder zu Sonja. Gerade noch konnte er sie aufhalten, bevor sie Bob mit der Scheibe ins Gesicht gestochen hÃ¤tte. Er schubste sie zurÃ¼ck.
â€žBist du verrÃ¼ckt. Er bettelt doch vÃ¶llig danach, das wir ihn kalt machen. Wenn du ihn nicht umbringst, dann verpiss dich. Ich habe keine Probleme damit, diesem Typ die Lichter auszublasen.â€œ
â€žAber es wÃ¤re Mord. Und das geht nicht.â€œ Carl baute sich vor ihr auf. Sie packte die Scherbe fester und feine Bluttropfen vermengten sich mit dem Regen, der von ihrer Hand tropfte.
â€žOk.â€œ In ihren Augen stand der absolute Irrsinn. Sie war zwar vÃ¶llig auÃŸer Atem, aber Carl kannte ihre Kraft. Er musste aufpassen. â€žOkâ€œ stammelte sie â€žich habe auch kein Problem damit, dich zu tÃ¶ten, wenn du mich nicht sofort vorbei lÃ¤sst.â€œ
Carl verschlug es den Atem. Sie hob langsam den Arm mit der Scherbe in seine Richtung. â€žNein, ich habe auch kein Problem mehr mit dir.â€œ Sie grinste. â€žWas ist? Bist du fÃ¼r oder gegen mich?â€œ
Bob bellte â€žJa, du Arsch. Lass sie durch.â€œ
Officer Smithback hatte in dieser Nacht Notdienst, als ein Anruf eines Autofahrers vom Highway 73 einging.
â€žSie haben den Notruf gewÃ¤hlt. Officer Smithback am Telefon.â€œ
Er hÃ¶rte ein kurzes Knacken, was ihm sagte, das der Anruf von einem Handy kam. Die Verbindung war nicht sehr gut, also drauÃŸen auf dem Highway, dachte er sich.
â€žJa, mein Name ist Thomson, John Thomson. Ich bin hier drauÃŸen ungefÃ¤hr fÃ¼nf Meilen vor der Stadt auf dem Highway 73. Es gab einen Unfall. Zwei Verletzte, zwei Tote. Ein Kind und eine erwachsene Person.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Gerechtigkeit

Die TÃ¼r im Flur stand halboffen. Das erste, was Paul Landing auffiel, war der Geruch von totem Fleisch. Er kannte den Geruch aus dem Leichenhaus und von Sezierungen. Kein Problem, aber fÃ¼r seinen Kollegen, Officer Jack Bender, schon. Sofort stieÃŸ die Wolke aus Verwesung den Frischling zurÃ¼ck, als der die TÃ¼r auftrat. Er schickte den Polizisten nach unten und sagte ihm, er wÃ¼rde hier schon klar kommen. Aber er schickte ihn auch weg, weil er einen Verdacht hatte. Eine Vermutung oder ein GefÃ¼hl, das ihm wie schwere Steine im Magen lag.
Als er sich alleine wÃ¤hnte, zog er die 38er und nÃ¤herte sich, benebelt von sÃ¼ÃŸlichem Todeshauch, der TÃ¼r. Er kannte die Wohnung hier im 15. Stock. Ein Zimmer, ein Bad, eine Kochnische. Ein Raum, der Endstation fÃ¼r Gescheiterte war. Nicht groÃŸ genug fÃ¼r Einen, aber hier lebten drei. â€žLebtenâ€œ, dachte sich Landing, â€žder ist gutâ€œ. Es ist die Bleibe von Susan Moore, ihrem Mann Gary seinem Bruder Valdo. Es ist die Bleibe von einer EinfÃ¤ltigem, einem brutalen SchlÃ¤ger und einem Vergewaltiger. Es ist die Bleibe von Trauer, Gewalt und DemÃ¼tigung und jetzt, als Paul die Wohnung betritt, ist es das letzte, traurige Kapitel eines einst so hÃ¼bschen MÃ¤dchens, das in Vorstellung eines besseren Lebens nach New York kam und die Wirklichkeit mit Gary und seinem Bruder erfuhr.
Paul erwartete, als er Zimmer 1532 betrat, ein Blutbad. Normalerweise waren es die Nachbarn, die Woche fÃ¼r Woche Streit und LÃ¤rm und verzweifelte Schreie meldeten. Als aber nun seit mehreren Tagen nichts mehr aus der Wohnung zu hÃ¶ren war, ging die Angst vor einem Verbrechen um und war ebenfalls Grund genug, wieder einmal die Polizei zu verstÃ¤ndigen. Paul kannte Susan gut. Er besuchte sie im Krankenhaus, wenn sie mal wieder Ã¼bel zugerichtet wurde. Er traf sie â€žzufÃ¤lligâ€œ bei ihren wenigen EinkÃ¤ufen im Store unten an der StraÃŸe. Er versuchte mit allen Mitteln, sie zum Reden zu bringen. Aber sie wollte oder konnte nicht. Ohne ihre Aussage gab es nie einen triftigen Grund, den Moore-BrÃ¼dern mal ordentlich in den Arsch zu treten. Es gab viele Momente, in denen sich Paul fragte, was eine Frau dazu veranlassen kÃ¶nnte, Gewalt und NÃ¶tigung hinzunehmen, nur um nicht alleine zu sein. Sie war bestimmt keine Ausnahme, aber die Dimension, mit der sie fertig werden musste, schrie geradezu nach einem traurigen HÃ¶hepunkt. Und dieses Finale lag nun vor Paul, als er den Vorhang direkt hinter der TÃ¼r zum Wohnraum wegzog. Er steckte paralysiert die 38er wieder in den Brustgurt. Die brauchte er hier nicht mehr.
Das Deckenlicht flackerte, die TÃ¼r zum kleinen Balkon stand offen. Leise drang der VerkehrslÃ¤rm, vermischt mit Sirenengeheul und dem Rauschen nasser WindbÃ¶en nach oben. Im Raum inmitten von Unrat, Bierflaschen, Kakerlaken und von einem Kampf gezeichneten MÃ¶beln lagen die BrÃ¼der. Die Leichen zeigten auf den ersten Blick Verwesung im fortgeschrittenem Stadium. Deutlich zu erkennen war bei Valdo, der auf dem RÃ¼cken in einem Haufen Pornofilme lag (passender Platz zum Sterben fÃ¼r ihn, dachte sich Paul) die Einstiche in seinen Augen, wobei er das zweite Auge offenbar schÃ¼tzen wollte, den auch seine linke Hand war durchbohrt. Sein Bruder lag auf dem Bauch zwischen Valdo und der BalkontÃ¼r. Auch hier war ein Schnitt zu erkennen, der sich in der Halsgegend befand. Zumindest die Blutlache, die sich wie eine Korona um Gary ausgebreitet hatte, deutete darauf hin. Er hielt ein altes Messer in der rechten Hand.
Paul interessierte sich nicht sonderlich fÃ¼r die Leichen, abgesehen von seinem geringen MitgefÃ¼hl fÃ¼r deren Ableben. Er ging auf den Balkon hinaus und sah Susan. Der Regen, der seit zwei Tagen auf die Stadt niederging, hatte ihre langen, braunen Haare in eine Art GestrÃ¼pp verwandelt. Sie trug ob der niedrigen Temperaturen nur ein Nachthemd, aber deutlich waren restliche Spuren von Blut und Risse im Stoff zu erkennen. Er sah den einfachen Slip und die gelb-braunen Flecken, die sich durch den Stoff abzeichneten.
Paul zog seine Jacke aus und legte sie ihr um die Schultern. Kurz zuckte sie und er konnte erkennen, das auch sie mit einem Messer bewaffnet war. Dieses allerdings hatte eine Menge getrocknetes Blut auf der breiten Klinge. Sie sah ihm in die Augen und er erkannte die Trauer und Befreiung darin. Sie musste tagelang hier ausgeharrt und geweint haben. Die Haut unter den Augen war dick und blutunterlaufen.
â€žPaul, schÃ¶n sie hier zu sehen.â€œ Sie versuchte, ein LÃ¤cheln auf ihr Gesicht zu zaubern. â€žIch habe nicht erwartet, sonst hÃ¤tte ich mich gerne etwas mehr in Schale geworfen.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ihm fehlten die passenden Worte. Was sollte er ihr auch sagen. Sie wÃ¼rde mit absoluter Sicherheit nie wieder den Regen oder die Sonne erleben, wenn ihr der Prozess fÃ¼r diesen Doppelmord gemacht worden ist.
â€žSusan,...â€œ Sie schaute durch ihn hindurch und ihr Blick war leer. Er hatte das GefÃ¼hl, eine lebendige Leiche vor sich zu sehen. Und war sie nicht die Jahre Ã¼ber immer ein StÃ¼ck mehr gestorben.
â€žSusan, ich muss sie jetzt leider mitnehmen.â€œ
â€žIch weiÃŸ. Werde ich wieder zurÃ¼ck kommen?â€œ
â€žIch glaube nicht.â€œ Er seufzte. Sie wÃ¼rde nirgendwo mehr hinkommen. Sie hatte ihr Leben gelebt. Hier war Endstation und Spiegelbild der GleichgÃ¼ltigkeit, in der wir alle heute leben. Er fasste sie am Arm und fÃ¼hrte sie zurÃ¼ck in den Raum. Sie standen vor den BrÃ¼dern und er sah ihr noch mal ins Gesicht.
Was er sah, war der AuslÃ¶ser fÃ¼r das, was folgen sollte. In ihrem Blick lag nicht Genugtuung, sondern Gerechtigkeit. Er wusste, was zu tun war. Paul nahm ihr das Messer ab und steckte es in die Innentasche seiner Jacke. Sie beobachtete ihn dabei und ein kurzes LÃ¤cheln umspielte ihre rissigen Lippen. Es bedarf oft keiner Worte, eine Vereinbarung zu treffen. Sie nickten sich zu und verlieÃŸen den Raum und Susans bisheriges Leben.
Er wÃ¼rde das Messer tief vergraben und mit ihm die Wahrheit, denn die Wahrheit war nicht immer richtig. Er wÃ¼rde ein Geheimnis mit sich herum tragen mÃ¼ssen, das ihn eines Tages brechen kÃ¶nnte, aber jetzt in diesem Moment war nur ein Wort in seinem Kopf, das unauslÃ¶schlich mit diesem Tag verbunden wurde: â€žGerechtigkeitâ€œ.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Jasons Paket

Anmerkung des Autors: Die Grundidee, mit der diese kurze Geschichte entstanden ist, basiert auf einer Hindu-Parabel. Die Story wurde sehr stark verÃ¤ndert, so das nur noch die Aussage als Vergleich herhalten kann. Es ist allerdings nicht so, dass ich in irgendeiner Form mich fÃ¼r oder gegen diesen Glauben ausspreche oder Vergleiche durch verÃ¤nderte Personen mit anderen Religionen ziehen will.
Jason Marsh war ein glÃ¼ckliches Kind, auch wenn die UmstÃ¤nde dem Betrachter ein anderes Bild zeigten. Er war der siebte Spross der arbeitslosen Jody Marsh und sein Vater war nicht der Vater der anderen sechs Kinder. Aber das kÃ¼mmerte ihn und seine Geschwister kaum, denn â€žVaterâ€œ gab es bei ihnen zuhause nur als Wort, nicht als etwas Greifbares. Jody gab sich alle MÃ¼he, arbeitslos zu bleiben und wenn das bedeuten musste, sich pausenlos zu bekiffen und betrinken, nun gut, dann eben auf diese Art. So gestaltete sich die Jugend Jasons aus einer Mischung Verzweiflung, Armut und Spott, den er als einziger seiner Familie ohne Anzeichen von Neid oder Wut wegstecken konnte. Er ging regelmÃ¤ÃŸig zur Schule, auch wenn ihm schon bald klar wurde, dass hÃ¶here Ziele nur mit Geld zu erreichen waren, viel Geld. Also, nichts fÃ¼r ihn. Aber er war nicht doof und bekam ein zumindest halbwegs brauchbares Zeugnis. Damit konnte er hier in Chicago doch auf einen Job an irgendeinem FlieÃŸband hoffen.
Eines Tages, irgendwann zwischen dem Abschlusszeugnis und dem Vorhaben, sich bei Rannings Inc, dem Spezialisten fÃ¼r GetriebelÃ¶sungen vorzustellen, kam Jason nach Hause und wunderte sich nicht, dass ihn seine Mutter deswegen (er war natÃ¼rlich wieder viel zu lange unterwegs gewesen) maÃŸregelte. Er hatte schon vor lÃ¤ngerer Zeit aufgegeben, ihr zu erklÃ¤ren, er sei schon volljÃ¤hrig. Vielleicht kamen ihre WutausbrÃ¼che daher, dass Jody nach ihm keine Kinder mehr zur Welt brachte. Auf jeden Fall bestÃ¤rkte ihn jeder weitere Ausbruch tÃ¤glich in dem Entschluss, wegzuziehen.
WÃ¤hrend der Standpauke warf sie ihm ein kleines Paket hinterher und als er dieses aufhob, wunderte er sich Ã¼ber das Gewicht. Es war klein und ziemlich schwer, aber noch interessanter war, das kein Absender oder Adressat, geschweige den Briefmarken darauf waren. Nachdem sich seine Mutter endlich beruhigt hatte, zÃ¼ndete sie sich einen Joint an und meinte, das PÃ¤ckchen vor der TÃ¼r gefunden zu haben.
â€žDu kannst das nicht behalten, Mum. Es gehÃ¶rt bestimmt einem der Nachbarn und wurde nur falsch abgegeben.â€œ
â€žWenn du meinst, dann frag doch die ScheiÃŸer. Wetten, das, egal wen du fragst, der dir das Ding sofort aus der Hand reiÃŸt?â€œ Damit hatte sie wohl nicht unrecht, aber was sollte er damit nun machen?
â€žMach es doch selber auf.â€œ Sie hustete und deutete mit ihrem Joint als Aufforderung auf und ab. â€žIch bin mir sicher, es ist fÃ¼r dich.â€œ
â€žWoher willst du das wissen?â€œ Er drehte das Paket noch mal nach allen Seiten. â€žEs steht nichts darau und man darf keine fremden Pakete Ã¶ffnen.â€œ Sie lachte ihn aus. NatÃ¼rlich lachte sie ihn aus, er kam sich ja auch etwas einfÃ¤ltig bei seinem Entschluss, den wahren EmpfÃ¤nger des PÃ¤ckchens zu finden, vor, aber er hatte das GefÃ¼hl, das es so richtig war. Er ging mit dem Paket in sein Zimmer, stellte es auf den Schreibtisch und fing an, nachzudenken.
Der erste Weg fÃ¼hrte ihn zum Postamt. Da konnte man ihm nicht weiterhelfen, auÃŸer man wÃ¼rde das Paket Ã¶ffnen, aber das wollte er nicht (vielleicht war ja etwas darin, das niemanden etwas anging bis auf den EmpfÃ¤nger). Also fing er damit an, sich vorsichtig durch die Nachbarschaft zu fragen, ob jemand etwas vermisse. Die meisten vermissten Geld oder billigen Schmuck oder anderen Nippes, meistens erst dann, wenn sie gefragt wurden. Einige vermissten das GefÃ¼hl, einem Bengel mit unverschÃ¤mten Fragen mal die Fresse polieren zu dÃ¼rfen. (Einer, Gary Moore, lies seinen GefÃ¼hlen freien Lauf) So blieb Jason nur noch der Weg zum FundbÃ¼ro. Die Ã¤ltere Dame, Rose hieÃŸ sie, hinter dem dicken Ab- und Ausgabetresen wunderte sich Ã¼ber den Jungen. Er solle doch einfach mal reinschauen. Aber er versicherte ihr, das es falsch sei, und letztendlich konnte er hier das Paket loswerden. Rose teilte ihm mit, nachdem er seinen Namen und Anschrift auf einen Zettel hinterlassen hatte, sie wÃ¤re sich ziemlich sicher, das sich niemand fÃ¼r das PÃ¤ckchen finden wÃ¼rde.
Es vergingen die Jahre und es waren keine guten fÃ¼r Jason. Er zog in sein eigenes Appartement, 20 qm, feucht und laut. Einige Zeit spÃ¤ter verlor sich der Kontakt zu seiner Familie. Jeder ging seine eigenen Wege. Irgendwann mal hÃ¶rte er von einem Feuer in seiner alten Wohngegend und als er

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

nachfragte, stellte sich heraus, das seine Mutter mit einem Joint im Bett verbrannt war. Er war als Einziger bei dem ArmenbegrÃ¤bnis und Einsamkeit zog sich auch anschlieÃŸend wie ein roter Faden durch sein Leben. Er verlor seinen ersten Job, bekam keinen weiteren und verwahrloste zusehends. Das fÃ¼hrte auch dazu, dass sich keine Frau fÃ¼r ihn interessierte. Freunde hatte er keine und mit 35 brach er sich beide Beine beim Heruntertorkeln im Treppenhaus. Er konnte sich keine vernÃ¼nftige Behandlung leisten und die Knochen heilten schlecht. Ihm blieb eine Gehbehinderung und vervollkommnten das Bild einer gescheiterten PersÃ¶nlichkeit.
Als er sich eines Tages mit einer PapiertÃ¼te vom Store die Treppen raufschleppte, staunte er nicht schlecht, das sich das PÃ¤ckchen, welches er beinahe vergessen hatte (manchmal trÃ¤umte er von einem Diamanten, der in dem Paket steckte), vor seiner HaustÃ¼r fand. Darauf war ein Brief vom FundbÃ¼ro geklebt worden und der besagte, das sich niemand auf das PÃ¤ckchen gemeldet hatte und er vom Gesetz her nun rechtmÃ¤ÃŸiger EigentÃ¼mer desselben sei.
â€žDas ist ja seltsamâ€œ murmelte er, als er sich auf das Bett setzte und das Paket wieder in den HÃ¤nden drehte. Er war versucht, es zu Ã¶ffnen (der Diamant kam ihm wieder in den Sinn), aber was auch immer darin war, es war nicht fÃ¼r ihn bestimmt. â€žWarum verfolgst du michâ€œ fragte er das Ding und er hatte das GefÃ¼hl, es wÃ¤re schwerer als frÃ¼her. Aber das konnte nicht sein, es war unversehrt. Niemand konnte etwas dazu gepackt haben. Er tat es damit ab, das seine Kraft zunehmend nachlieÃŸ.
â€žWas jetztâ€œ fragte er sein Spiegelbild in der zerbrochenen Fensterscheibe. Er beschloss, das Paket zu verstauen. Der Tag wÃ¼rde kommen, an dem sich der wahre Besitzer finden wÃ¼rde. Also versteckte er es vor etwaigen Einbrechern, aber wohl besser vor sich selbst, unter einem Bodenbrett und versuchte gleich darauf, mit Hilfe von zwei Ein-Liter-Flaschen billigem Whiskey, dasselbe zu vergessen.
Die Zeit brachte fÃ¼r Jason aber keine Erleichterung in seinem Schicksal. Die Schmerzen in den Beinen und im Becken deuteten auf eine zunehmende HÃ¼ftgelenkversteifung hin und immer mÃ¼hsamer kam er in das Appartement. Auch der Alkohol tat sein Ãœbriges und er begann zunehmend, Essen zu horten und sich nur von geringen Mengen zu ernÃ¤hren, in der Angst, eines Tages das Zimmer nicht mehr verlassen zu kÃ¶nnen. Im Laufe der Jahre kamen auch neue Bewohner dazu: Ratten und MÃ¤use. Aber die jagten wenigstens die Kakerlaken. Es kam, wie es kommen musste, und Jason wurde eines Tages Ã¼berfallen. Die Kids waren wohl eher auf planlose ZerstÃ¶rung aus und Jason konnte nur dabei zusehen, als â€žEINERâ€œ, nicht zwei oder drei, ihn festhielt und die anderen seine Bleibe verwÃ¼steten.
Der Tag kam, an dem er wusste, als er unter einer vergilbten Zudecke erwachte, das es sein letzter sein wÃ¼rde. Er starrte zu Decke und dachte Ã¼ber sein Leben nach.
â€žWieso war mir so ein Leben vorbestimmt? Was habe ich getan, um so zu enden? Ist es eine PrÃ¼fung? Ich kann nicht mehr.â€œ Er drehte sich zur Seite und starrte auf das Bodenbrett. Das PÃ¤ckchen war noch immer darunter und zeit seiner Jugend verfolgte ihn das Ding. Sollte er jetzt versuchen wollen, es zu Ã¶ffnen, wÃ¼rde ihm die Kraft fehlen. Er kann nicht mal mehr hoch aus seinem Bett. â€žAber egal, was darin ist, ich habe es nicht geÃ¶ffnet. Es war nicht fÃ¼r mich bestimmt.â€œ
Da Ã¶ffnete sich die TÃ¼r. Er sah aus den Augenwinkeln, wie jemand das Zimmer betrat und rechnete mit weiteren Einbrechern. Aber die Person, die reinkam, blieb stehen und sagte â€žJason, dreh dich zu mir.â€œ Es war eine freundliche Stimme. Lieblich wie ein Gesang und voller Vertrautheit. Jason brachte seine letzten KrÃ¤fte auf und drehte sich auf den RÃ¼cken. FÃ¼r einen kurzen Augenblick glaubte er, hinter oder auf dem RÃ¼cken des Mannes so etwas wie FlÃ¼gel gesehen zu haben. Da wurde ihm klar, das diese Person keine menschliche war. Er lÃ¤chelte. Der Schein um den Engel wurde heller.
â€žJason, steh auf.â€œ
â€žDas kann ich nicht, Herr Engel.â€œ
â€žDoch, das kannst du.â€œ Eine sanftmÃ¼tige Geste reichte, um Jason die Last der Jahre abwerfen zu lassen. Er erhob sich und lies den Engel nicht mehr aus den Augen, als er seit Tagen wieder stand.
Der Engel neigte den Kopf zur Seite.
â€žJason, du kommst mit mir.â€œ
â€žIch habe noch nie so etwas SchÃ¶nes wie dich gesehen. Dein Anblick ist eine Freude fÃ¼r mich.â€œ
â€žJa, ich weiÃŸ. Dein Leben ist nun vorbei, aber du hast in deiner Zeit nichts Falsches getan. Deshalb darf ich dich abholen.â€œ
Jason war noch nie in seinem Leben so glÃ¼cklich und zufrieden gewesen.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žIch habe nur eine Frage.â€œ
Wie als Antwort, Ã¶ffnete sich das Bodenbrett und das Paket schwebte zu den Beiden hoch.
Der Engel nahm Jason zur Hand, das Paket in die andere und ging mit ihm zur TÃ¼r hinaus. DrauÃŸen saÃŸ ein Schatten, der rings um sich selbst die Luft zum Erstarren brachte. Jason stockte der Atem, ein Schwall unendlicher Ã„ngste strÃ¶mte von der Gestalt auf ihn ein. Er erzitterte am ganzen Leib, als der Engel zum Schatten sprach: â€žEr gehÃ¶rt nicht dir. Er hat ein rechtes Leben gefÃ¼hrt. Das hier,â€œ er warf das Paket in die Arme der Gestalt â€žist deins. Nimm es und geh. Gib ihn frei. Ich befehle es dir.â€œ
Jason sah fÃ¼r einen Moment das Antlitz
des Schattens und erstarrte. Dieser Anblick bedeutet Tod, aber ihm konnte der Seelensammler nichts mehr anhaben. Der Schatten knurrte sehr tief, nahm das Paket und verblasste, als er aufstand und seines Weges zog.
Der Engel machte eine ausholende Bewegung und vor dem alten Mann erschien ein Tor aus warmem Licht. Jason schaute zu ihm auf und stellte seine Frage:
â€žWas war in dem Paket?â€œ
Der Engel formte ein Wort mit seinen Lippen und obwohl er es nur andeutete, verstand Jason.
â€žReichtum.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Peter und der BÃ¤r

â€žDu frisst viel zu viel.â€œ
Peter schaute von seinem BrÃ¶tchen hoch in das Gesicht der Person, die gewagt hatte, sein FrÃ¼hstÃ¼cksritual zu bemÃ¤ngeln.
â€žDir wÃ¼rde es nicht schaden, mal was AnstÃ¤ndiges zu essen.â€œ Er grinste, hielt Kathrin das halbe, von fÃ¼nf dicken Bierschinkenscheiben belegte BrÃ¶tchen hin und zog seine Augenbrauen hoch.
â€žNe, danke, zu viel Brot.â€œ Sie lÃ¤chelte und Peter schob sich das BrÃ¶tchen mit zwei Bissen rein, kippte einen Schluck Kaffee hinterher und nahm sich die nÃ¤chste (vierte!!) vor. Sie nagte an ihrer Honigsemmel, genoss die Ruhe vor der Arbeit und das morgendliche GesprÃ¤ch mit einem ihrer besten Freunde und Arbeitskollegen.
Ihr fiel auf, das Peter wieder an Gewicht zugelegt hatte. Er war der typische Kummerfresser: Je mehr Sorgen, desto schwerer. Aber es war streckenweise schwierig, ihn aus der Reserve zu locken. Er redete nicht gerne Ã¼ber private Dinge. Manchmal war es wohl besser, bestimmte Peinlichkeiten fÃ¼r sich zu behalten, dachte sie sich. Sie vermutete schon lange, das ihr nur eine Fassade aus GemÃ¼tlichkeit und gespielter guter Laune gegenÃ¼bersaÃŸ.
Kathrin beugte sich nach vorne, um seine Aufmerksamkeit, zumindest kurz, von dem Gelage abzulenken.
Er stockte mit offenem Mund. â€žWas?â€œ
â€žDu hast ein Problem!â€œ Sie hatte in den Jahren gelernt, das bei Peter die â€žIch falle mit der TÃ¼r ins Haus Methode am Erfolgversprechendsten war. Er legte den KÃ¤seberg zur Seite, lehnte seine 150kg zurÃ¼ck, wobei der Plastikstuhl verdÃ¤chtig knarrte, und schaute sie zwar an, aber auch irgendwie durch sie durch. Wow, dachte sich Kathrin, ein seltener Moment, wenn er sein Essen unterbrach. Es musste wirklich Ernst sein.
Sie versuchte es noch mal. â€žPeter,â€œ sie schnippte mit den Fingern, seine Augen waren sofort wieder bei ihr â€žwas ist los?â€œ Es klang Besorgnis in ihrer Stimme.
â€žIch weiÃŸ nicht.â€œ
Was? Was soll das denn? Erst tut er so, als wÃ¼rde er gleich in TrÃ¤nen ausbrechen und dann? Sie hatte ihn jetzt an der Angel und wÃ¼rde ihn nicht mehr auslassen.
â€žHÃ¶r mal, du weiÃŸt, das alles, was du sagst, bei mir bleibt. Ich weiÃŸ zum Beispiel von Andy, das du eine gewaltige Pornosammlung unter deinem Bett hast. Hab ich jemals etwas darÃ¼ber irgend jemanden gegenÃ¼ber erwÃ¤hnt? Nein. Also, was ist mit dir? Du brauchst dich ja nur selbst anschauen. Du siehst furchtbar aus. Wann hast du dich zuletzt rasiert?â€œ
Sie hatte recht, dachte sich Peter, ich kann es zumindest vor ihr nicht verbergen. Er kratzte sich am FÃ¼nf-Tage-Bart, der an manchen Stellen dichter und an anderen dÃ¼nner wuchs, was einfach furchtbar aussah. Abgerundet wurde das aufgequollene Gesicht von einer unkontrollierbaren Frisur.
Er hatte sein letztes Bad nur in dunkler Erinnerung, irgendwann letzte Woche. Aber er war zu sehr damit beschÃ¤ftigt, auf diesen einen speziellen Moment zu warten, der diese Tage mit tÃ¶dlicher Sicherheit kommen wÃ¼rde.
â€žWas jetzt? Sagst du mir nun, was du hast oder kannst du darÃ¼ber nicht sprechen?â€œ
Er schÃ¼ttelte den Kopf, ordnete seine Gedanken und stand auf. WÃ¤hrend er sein FrÃ¼hstÃ¼ck aufrÃ¤umte, atmete er schwer ein und aus. Es Ã¼berflog ihn ein Schaudern, dann wendete er sich Kathrin zu. â€žIch weiÃŸ es wirklich nicht. Es ist so eine Art GefÃ¼hl, das etwas passieren wird, aber ich kann dir nicht sagen, was.â€œ Sein Blick ging zur Decke und sein gewaltiger Brustkorb hob sich. Nach einem endlosen Seufzer nahm er allen Mut zusammen und sagte â€žWenn ich mich nicht beherrsche, dann stirbt jemand.â€œ
Sie lieÃŸ ihr BrÃ¶tchen auf den Tisch fallen und musste loslachen. â€žDu spinnst. Du willst mich verarschen.â€œ Sein ernstes Gesicht sprach eine andere Sprache. Sie verstummte.
â€žDu weiÃŸt, das ich damals in Hannover fÃ¼r ein paar Tage verschwunden bin.â€œ
Sie konnte sich erinnern. Es war Jahre her. Sie kannten sich aus dieser Stadt und wurden sozusagen Freunde fÃ¼rs Leben. Aber er sprach nie Ã¼ber die Zeit, als er verschwunden war. â€žPeter, was soll das? Ich weiÃŸ, das du nie Ã¼ber diese Tage reden willst. Warum fÃ¤ngst du jetzt damit an?â€œ
Er kniete sich zu ihr nieder. â€žIch bin damals verschwunden, weil ich jemanden getÃ¶tet hatte. Ich kann

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

es dir nicht erklÃ¤ren, aber es war so. Ich habe jemanden umgebracht und ich war noch nicht mal in seiner NÃ¤he.â€œ
Ihr setzte der Verstand fÃ¼r einen Moment aus. Jetzt war sie sich sicher, das er sie auf den Arm nahm. Sie prustete los und meinte â€žJa, klar. Genauso wie deine Pfurze. Die tÃ¶ten auch noch Leute, wenn du schon lange weg bist.â€œ
Er lieÃŸ sie los, wunderte sich kein bisschen Ã¼ber ihren Unglauben und ging an die Arbeit. Dieser Abgang machte ihr Angst. Sie erschauerte, belieÃŸ es allerdings dabei, da sie sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, wie man jemanden in Abwesenheit tÃ¶ten kÃ¶nnte. Er war ja schlieÃŸlich kein Zauberer oder Telepath. Die Tage damals in Hannover waren allerdings schon gruselig. Peter verschwand fÃ¼r ungefÃ¤hr sechs oder sieben Tage und als er wieder auftauchte, war er vÃ¶llig mit den Nerven am Ende. Er versuchte, irgend etwas von einem BÃ¤ren zu erklÃ¤ren, den er angeblich sah und alle schoben es auf den Alkohol, nach dem er Ã¼ber und Ã¼ber stank.
Kathrin ging ebenfalls an die Arbeit und sah Peter im Lager Kartons von einer Palette laden. Na, das wird sich noch klÃ¤ren, dachte sie sich und nahm ihr erstes KundengesprÃ¤ch entgegen.
Peter bekam es mit der Angst zu tun. Er wusste, das es heute so weit sein wÃ¼rde, aber wer? Welche Person wÃ¼rde er tÃ¶ten? Er konnte sich nicht vorstellen, das es jemand aus der Firma sein wÃ¼rde. Er kam mit den meisten ziemlich gut aus, trotz seiner manchmal etwas unreifen Art. Wer wÃ¼rde ihn so verÃ¤rgern, das er seine Wut nicht mehr kontrollieren kÃ¶nnte? Da klingelte sein Telefon. Er sah die Nummer der Buchhaltung und nahm ab.
â€žMorgen, Peter.â€œ Es war Viktor. â€žKommst du bitte mal hoch?â€œ
â€žViktor, hat das nicht Zeit bis spÃ¤ter? Ich habe hier ne Menge zu tun.â€œ
Die Stimme Viktors wurde ernster. â€žLass alles stehen und liegen. Das hier ist wichtiger.â€œ Ein Klicken in der Leitung. Der Buchhalter hatte aufgelegt. Peter setzte den Karton ab, den er unter dem Arm hielt und ging hoch in den zweiten Stock.
Durch das Glas in der TÃ¼r zur Buchhaltung konnte er die streng gekleidete Dame erkennen. Sie war wohl der Grund fÃ¼r die Unterbrechung seiner Arbeit. Er schnaubte tief durch und betrat das BÃ¼ro.
â€žPeter Wolf.â€œ Viktor hatte keine Chance, etwas zu sagen. Die Frau legte sofort los. Peter fiel dabei ihr abweisender und Ã¼berheblicher Blick auf, als sie seine Statur betrachtete. â€žSie sind doch Peter Wolf.â€œ
â€žJa, Miss?â€œ
â€žMiss Carter.â€œ Sie machte nicht mal Anstalten, ihm die Hand zu geben und er lieÃŸ es dabei. â€žIch h
ihnen etwas mitzuteilen.â€œ Sie streckte ihm einen Umschlag hin und warf dabei einen scharfen Blick auf den Buchhalter. Viktor hielt es fÃ¼r besser, sich einen Kaffee zu holen.
Peter hielt den Umschlag in der Hand und war verunsichert.
â€žNa, los.â€œ Sie winkte ungeduldig mit ihrer Hand. â€žÃ–ffnen sie schon. Das spart mir die Worte. Ich bin ni
gewillt, mit ihnen mehr zu reden als nÃ¶tig.â€œ Wieder dieser abschÃ¤tzende Blick. Er fÃ¼hlte sich an den Eiern gepackt. Mit einem leisen Zippen Ã¶ffnete er den Brief und entnahm ihm einen StoÃŸ Papiere. Es waren Ausdrucke aus dem Internet und es ging um eine Person, auf deren Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt war. Es ging um ihn. Zwar war kein Bild von ihm darin, aber die Beschreibung traf ihn ziemlich genau.
â€žSie sind doch dieser Typ da.â€œ Sie tippte mit dem Finger auf die Papiere in seiner Hand.
â€žTut mir leid.â€œ Er streckte ihr den StoÃŸ entgegen. â€žDamit habe ich nichts zu tun. Ich bin nicht der, v
dem hier die Rede ist.â€œ Hinter Miss Carter begann die Luft zu schimmern. Oh, nein, dachte er, diesmal nicht. Ihm brach der SchweiÃŸ aus, als er versuchte, den Prozess, den sie in Gang gesetzt hatte, zu stoppen.
â€žSie wollen behaupten, sie sind nicht dieses abscheuliche Monstrum, das diese Dinge hier begangen hat.â€œ Sie drehte ihm in seiner Hand die Papiere um und er sah auf den letzten BlÃ¤ttern Bilder von barbarisch zugerichteten Leichen. Vor Angst entfuhr ihm ein leiser Pfurz. Der Raum verÃ¤nderte sich hinter Miss Carter. Er konnte eine HÃ¶hle erkennen. â€žMein Gott, reiÃŸen sie sich zusammen.â€œ Sie fing zu
keifen an und hielt sich die Nase zu. â€žSie stinken aus allen LÃ¶chern, die sie haben.â€œ
â€žHÃ¶ren sie, ich mag vielleicht der sein, den sie suchen, aber ich bin es doch nicht. Diese Morde hat ein Teil von mir begangen, den ich nicht kontrollieren kann.â€œ
â€žSehen sie, ich wusste, das sie es sind. Ich beobachte sie schon ein paar Tage und war mir anfangs nicht ganz sicher.â€œ Sie legte ein Ã¼berhebliches LÃ¤cheln auf. â€žWissen sie, das man von dem Geld, das auf sie ausgesetzt ist, ganz gut leben kann?â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Luft wurde dunkler und Umrisse erkennbar. Der BÃ¤r kam zurÃ¼ck.
â€žMiss Carter. Ich bitte sie instÃ¤ndig, schleunigst diesen Raum zu verlassen.â€œ
â€žHa, genau. Damit sie wieder untertauchen kÃ¶nnen wie damals in Hannover.â€œ Er stutzte. Das Zimmer hinter der Frau war jetzt vollkommen ausgefÃ¼llt von einer HÃ¶hle und der BÃ¤r darin hob lautlos die Tatzen. â€žJa, genau, ich kenne ihren Weg. Sie versuchen immer, ihre Spuren zu verwischen. Aber ich bin ihnen auf die Schliche gekommen.â€œ Sie griff zum TelefonhÃ¶rer, ohne ihn aus den Augen zu lassen und wÃ¤hlte eine Nummer. Noch bevor jemand antworten konnte, packte der BÃ¤r Miss Carter mit riesigen Klauen, deren lange NÃ¤gel sich tief in ihren Hals bohrten. Sie konnte nicht mehr schreien, als das Monstrum ihr in die Seite biss und mit einem Ruck einen LungenflÃ¼gel aus dem KÃ¶rper riss.
Peter sah ihr in die toten Augen und sofort verblasste der BÃ¤r, die HÃ¶hle und die Frau. Es blieb nichts zurÃ¼ck bis auf die Papiere. Er steckte die BÃ¶gen wieder sorgfÃ¤ltig in den Umschlag, ging zurÃ¼ck an seinen Arbeitsplatz, traf unterwegs Viktor.
â€žWo ist Miss Carter hin?â€œ
â€žOh.â€œ Peter lÃ¤chelte â€žSie musste
dringend weg.â€œ
Er lieÃŸ den verdutzt dreinblickenden Buchhalter stehen und machte sich wieder an die Arbeit. Kathrin kam vorbei und sah mit Freuden, das es ihm wieder besser ging.
â€žNa? Heute schon jemanden getÃ¶tetâ€œ witzelte sie.
â€žJep.â€œ Er hob einen Karton und lÃ¤chelte. â€žEs wird immer einfacher.â€œ
Auf einer Waldlichtung, ca. 300 Meilen von den beiden entfernt, wurde eine Leiche in den nassen Morgentau gespuckt. Es dauerte drei Wochen, bis ein JÃ¤ger auf die zerfressene und vermoderte Miss Carter traf.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Santa Grotto

Mr. Wilson kam mit einem groÃŸen Sack auf dem RÃ¼cken aus der Knightsbridge Tube, blieb stehen und sog die ungewÃ¶hnlich warme Winterluft der GroÃŸstadt ein. Der Boden war nass und rutschig, es hatte in der Nacht zuvor geschneit. Die Menschenmassen, die sich durch die StraÃŸen Londons drÃ¼ckten, und die Temperaturen sorgten fÃ¼r eine unheilvolle Mischung der braunen Masse auf dem Boden, die noch ein paar Stunden zuvor reinster weiÃŸer Schnee war. Er prÃ¼fte, ob er ausrutschen wÃ¼rde, nickte zufrieden (die schwarzen Boots mit dem tiefen Rillenprofil waren eine gute Wahl) und schulterte seine Last, zupfte seinen Bart zurecht und machte sich auf zu Harrods. Die Menschen wunderten sich zu dieser Jahreszeit nicht Ã¼ber einen Mann in roten Klamotten, weiÃŸem Rauschbart und einem riesigen grÃ¼n-braunen Sack auf dem RÃ¼cken. Die meisten machten ihm sogar Platz, so das er ohne groÃŸe Schwierigkeiten (der Sack war irre schwer) auf das in unzÃ¤hligen orangegelben Lichtern strahlende GebÃ¤ude zustapfte. Er ging an der Seite entlang, bog in die Brompton Road ein, machte noch einen Knick und blieb vor dem Eingang der Damenabteilung stehen. Ein kurzer Blick auf die Uhr unter seinen weiÃŸen Handschuhen sagte ihm 10 vor 10 Uhr. Also, noch ein paar Minuten, bis der Laden Ã¶ffnete. Mr. Wilson achtete sorgfÃ¤ltig darauf, das die vorbeiziehenden Leute nicht an seinen Sack stoÃŸen konnten. Nicht auszudenken, wenn jemand jetzt schon, einen Tag vor Weihnachten, durch einen dummen Zufall eines seiner PÃ¤ckchen beschÃ¤digen wÃ¼rde. Das gÃ¤be nur enttÃ¤uschte Gesichter, wÃ¼rde Julie, seine Frau, sagen. Die ganze Ãœberraschung wÃ¤re futsch. â€žNeinâ€œ, sagte sie immer, â€ždie PÃ¤ckchen mÃ¼ssen ordentlich verpackt und niemand darf sie vor Weihnachten Ã¶ffnen. Nicht mal Santa selbst.â€œ

Der Seiteneingang war nicht sehr stark regfrequentiert, so konnte Mr. Wilson in Ruhe seine Zigarette zu Ende rauchen, ohne von lÃ¤stigen Menschen oder noch nervenderen Kindern belÃ¤stigt zu werden. Eine Mutter kam mit ihrem Spross, einer, so schÃ¤tzte er, ungefÃ¤hr achtjÃ¤hrigen GÃ¶re, auf ihn zu und fing irgendetwas von â€žAch, ist das lieb, ein Weihnachtsmannâ€œ und â€žsag artig guten Tag zu Santa, dann bringt er dir auch viiiele Geschenkeâ€œ zu brabbeln an. Er schnippte die Zigarette achtlos auf den BÃ¼rgersteig, was ihm einen abwertenden Blick der Frau einhandelte. Aber das MÃ¤dchen schaute mit leuchtenden Augen nur auf den riesigen Sack und Mr. Wilson setzte sein Santa-LÃ¤cheln auf.

â€žNa, kleines MÃ¤dchen. Wie heiÃŸt du denn?â€œ

Ohne ihn eines Blickes zu wÃ¼rdigen, antwortete sie â€žElisa.â€œ

â€žOk, Elisa.â€œ Er bemerkte den Angestellten durch die TÃ¼r, der mit dem SchlÃ¼ssel ankam. Endlich, dachte er sich. â€žAlso,â€œ er griff in den Sack und holte ein kleines PÃ¤ckchen hervor. Elisa folgte seiner Hand und lÃ¤chelte, als er ihr den bunten WÃ¼rfel mit Schleifchen Ã¼berreichte. â€žDas darfst du aber erst morgen Ã¶ffnen. Versprochen?â€œ â€žJaaaa.â€œ Sie hielt das PÃ¤ckchen ihrer Mutter hin und sagte Geschenk vom Weihnachtsmann. Hurra.â€œ Ihre Mutter lieÃŸ ein kurzes, gespieltes LÃ¤cheln aufblitzen und schob sich mit dem MÃ¤dchen an ihm in den Laden vorbei. Macht nichts, dachte er sich, ich bin mir sicher, das nicht nur Klein-Elisa eine Riesenfreude mit dem PrÃ¤sent haben wird.

Der Angestellte fragte ihn, ob er mit tragen helfen sollte, aber Mr. Wilson lehnte ab. Er ging in den Laden, vorbei an lauter Zeug fÃ¼r Frauen (Handschuhe, Juwelen, HÃ¼te) und steuerte den Fahrstuhl an. Unter einem Himmel aus silbernen Weihnachtskugeln wartete er vergnÃ¼gt pfeifend auf den â€žÃ¤gyptischenâ€œ Aufzug. Er musste wieder an Julie denken und ihm verging die gute Laune. Sie war schon eine anstrengende Person, dachte er, als die TÃ¼ren aufglitten. Er wuchtete den Sack in den Fahrstuhl und drÃ¼ckte auf â€ž4â€œ. Wenn sie nur nicht immer so, na ja, wie soll er sagen, â€žNETTâ€œ gewÃ¤re.

Anfangs war es ja noch Ok, wenn sie sich besondere MÃ¼he fÃ¼r seinen Geburtstag oder Namenstag oder Jahrestag oder was auch immer fÃ¼r Tage gab. Es machte ihm sogar ursprÃ¼nglich Freude, wenn er von morgens bis abends von ihr verwÃ¶hnt wurde. FrÃ¼hstÃ¼ck ans Bett, ein Ausflug ins GrÃ¼ne, die â€žÃœberraschungâ€œ, wenn plÃ¶tzlich alle Freunde und Verwandten hinter BÃ¼schen hervorkamen und lautstark â€žhappy Birthdayâ€œ durch den Park brÃ¼llten, damit es ja auch der letzte Penner erfuhr (an diesem Tag beschloss er, sollte sie ihn noch mal in einen Park bringen, wÃ¼rde er erst in einige BÃ¼sche pinkeln). Romantische AusflÃ¼ge an Seen (er hatte dann immer einen hÃ¶llischen Muskelkater vom Rudern) und romantische Candlelight-Dinner. Romantische Bars, romantische Liebesfilme, romantische UnterwÃ¤sche (so Zeug mit RÃ¼schchen und WollknÃ¤uel, einfach

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

lÃ¤cherlich), romantisch, romantisch... er musste sich zurÃ¼ckhalten, nicht sofort das FrÃ¼hstÃ¼ck zu erbrechen. Nein, die Freude war nur gespielt und er sagte ihr das auch. So ein Geburtstag zum Beispiel ist doch immer das Gleiche. Nichts besonderes. Sie sollte nicht so viel Tamtam um ihn machen. Er schaffte es (nach ein paar Jahren), das sie sich zumindest bei ihm etwas zurÃ¼ck hielt, aber es Ã¤nderte nichts daran, das sie immer so viel â€žFreudeâ€œ verbreiten musste. Da gab es ja noch die Geburtstage, Namenstage und was fÃ¼r sonstige â€žScheiÃŸtageâ€œ der Freunde und Bekannten.
Die FahrstuhltÃ¼r ging auf und er betrat den vierten Stock. Vorbei an den KinderbÃ¼chern ging es zum Spielzeugland. Mr. Wilson steuerte allerdings zuerst die Umkleide an. Er musste sich beeilen. Nach ein paar Minuten kam er aus den AngestelltenrÃ¤umen zurÃ¼ck und suchte sich den Weg zu seinem â€žArbeitsplatzâ€œ. Er musste nicht lange suchen, den eine Traube Kinder wartete schon auf Santa. Als sie ihn erblickten, liefen einige zu ihm und begannen laut lachend und schreiend damit, an seiner Uniform und dem Sack zu zupfen. Er ermahnte sie mit einem â€žHohoâ€œ und erhobenem Zeigefinger und nahm unter einem Schriftband mit dem Wortlaut â€žHarrods Grotto 2000â€œ auf einem riesigen grÃ¼nen Ledersofa Platz. Einige kleine als Elfen verkleidete Liliputaner, sie sollten die Helfer Santa Grottos spielen, trieben die Kinder zurÃ¼ck. Er hielt verkrampft an dem Sack fest, beinahe wÃ¤re das schwere Teil umgestÃ¼rzt. Das hÃ¤tte dramatisch enden kÃ¶nnen. So aber war alles gut. Er wuchtete den Sack zur Seite und sah, wie ein Ã¤lterer Herr in Anzug auf ihn zusteuerte. Der Mann blieb vor ihm stehen und stellte sich als Mr. Al Fayed vor. Mr. Wilson hatte zwar keine Ahnung, wer dieser Fayed sein sollte, aber es wurde deutlich, das dieser Typ hier wohl was zu sagen hatte.
â€žMr. Liebmann,â€œ sagte Fayed leise zu ihm â€žsorgen sie dafÃ¼r, das jedes Kind glÃ¼cklich hier raus geh Und lassen sie sich Zeit, umso mehr kaufen dann die Eltern.â€œ Er drehte sich von Mr. Wilson weg und verkÃ¼ndete mit ausgebreiteten Armen zu den wartenden Kindern â€žSanta Grotto wird euch nun empfangen und jedes Kind bekommt ein Geschenk von ihm.â€œ Fayed schaute zu dem Sack, dann zu Wilson, noch mal zum Sack. Der SchweiÃŸ stand Wilson auf der Stirn, als der Mann im Anzug sagte â€ždie Geschenke dÃ¼rften wohl ausreichen. Ist das Geschenkpapier aus unserem Haus?â€œ Mr. Wilson dachte nicht lange nach. â€žNein, ich habe die Geschenke zu Hause verpackt.â€œ Fayed blickte abschÃ¤tzend auf ihn, sagte dann aber im FlÃ¼sterton â€žNa, dann. Sie haben sich ein paar Pfund extra verdient. Ich werde der Zahlstelle Bescheid geben.â€œ Mit einem zufriedenem LÃ¤cheln verschwand der (offensichtlich wichtige) Mann.
Nun, der Rest des Vormittags war fÃ¼r Wilson eine einfache Aufgabe. Ein Kind nach dem anderen wurde zu ihm gebracht, er fragte immer nach dem Namen, ob es auch artig gewesen sei, was sie sich wÃ¼nschten und gab ihnen dann eines seiner PÃ¤ckchen. Einige kamen auf die Idee, ihm Gedichte vorzutragen und er nahm es geduldig hin. So hatte er Zeit, Ã¼ber seine Frau nachzudenken.
Julie konnte es nicht lassen, immer und immer wieder irgendwelche Ãœberraschungsfeiern, Partys, Feste und zu allem Ãœberfluss auch noch Tuppa-Treffen zu veranstalten. Es verging kaum ein Tag, an dem er von der Arbeit nach Hause kam und sofort in eine â€žlustigeâ€œ Gesellschaft gedrÃ¤ngt wurde. Einige Zeit spielte er noch mit, aber zunehmend stand er auf den Veranstaltungen nur noch apathisch rum und begann, seine Frau zu hassen. Nicht nur, das sie das Haus immer schmÃ¼ckte und den lieben langen Tag an PlÃ¤nen schmiedete, alles noch lustiger und pompÃ¶ser zu machen. Nein, sie verÃ¤nderte sich auch selbst. Ihre liebliche Stimme, als er sie kennen gelernt hatte (auf einer Party), wurde zu einer hysterisch lachenden KreissÃ¤ge. Ihre dezenten Klamotten wichen grellen, bunten KostÃ¼men und das Make-up musste wohl mit dem Tanklaster angeliefert werden, dachte er schmunzelnd, als ihm ein Kind am Bart zupfte. Sofort zog er den Kopf weg und um ein Haar hÃ¤tte er den Bart verloren. Nicht auszudenken, was dann passiert wÃ¤re. Er hÃ¤tte wohl seine PlÃ¤ne dann etwas Ã¤ndern mÃ¼ssen, aber so kam er gerade noch mal davon. Mit einem mordlÃ¼sternen Blick (das Kind verzog sofort die Lippen nach unten) drÃ¼ckte er ein PÃ¤ckchen in die kleinen HÃ¤ndchen und ermahnte sie, wie auch alle anderen, diese Geschenke ja nicht vor dem morgigen Tag zu Ã¶ffnen.
Es vergingen zwei Stunden, bis der Sack geleert war und als er das letzte Paket, ein groÃŸes, dem letzten Kind Ã¼berreichte, lÃ¤chelte er zufrieden, stand auf und verabschiedete sich unter einem enttÃ¤uschenden Aufschrei der noch wartenden GÃ¶ren. Er sah in ihre Gesichter und ihm kam wieder Julie in den Sinn. Eines Tages kam sie auf die Idee, Partys nicht nur fÃ¼r Freunde und Verwandte, sondern auch fÃ¼r deren GÃ¶ren zu geben. Das muss man sich mal vorstellen. Nicht nur die nervigen Feste mit den Erwachsenen, nein, wenn Mr. Wilson jetzt nach Hause kam, dann empfing ihn ein schreiendes Komitee aus RotzlÃ¶ffeln und HalbpubertÃ¤ren. Das war die HÃ¶lle. Und es musste ein

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ende haben. Aber sie hÃ¶rte nicht auf ihn. Das wÃ¼rde sie sich nicht nehmen lassen, anderen eine Freude zu bereiten, sagte
sie zu ihm, als er sie vor drei Tagen in der KÃ¼che zur Rede stellte.
â€žIch wÃ¼rde mich am liebsten selbst verschenkenâ€œ lachte sie auf und drehte sich wie eine Irre tanzend im Kreis. Da haute es Mr. Wilson den imaginÃ¤ren Sicherheitsschalter aus dem Kopf. â€žOk, Julieâ€œ flÃ¼sterte er und sah sich plÃ¶tzlich mit dem Hackbeil in der Hand vor ihr stehen â€ždann nichts wie los.â€œ Endlich einmal hÃ¶rte sie zu Lachen auf.
Santa Grotto bahnte sich einen Weg durch die Kinder. Er suchte auf dem schnellsten Weg die UmkleiderÃ¤umlichkeiten auf und verschwand darin.
Kurze Zeit spÃ¤ter kam ein Angestellter in den Raum und fand den bewusstlos geschlagenen Mr. Liebmann vor. Der eigentliche Santa Grotto erzÃ¤hlte spÃ¤ter der Polizei, er sei von einem als Nikolaus verkleideten Mann niedergeschlagen worden. Neben Mr. Liebmann fanden sich ein groÃŸer, leerer grÃ¼n-brauner Sack und eine Verkleidung samt Bart und schwarzen Stiefeln.
Am nÃ¤chsten Tag war Weihnachten und Mr. Wilson saÃŸ zuhause in seinem Sessel, genoss eine schÃ¶ne Tasse Tee mit Biskuits und schaltete den Fernseher an. Heute gab es in den Nachrichten nur eine Meldung: Es wurden alle Personen aufgerufen, die gestern mit ihren Kindern bei Harrods waren und ein Geschenk vom Weihnachtsmann bekamen, sich in der nÃ¤chsten Polizeistelle zu melden und das Geschenk mitzubringen. Unter keinen UmstÃ¤nden sollte man das PÃ¤ckchen Ã¶ffnen.
Mr. Wilson grinste. Es gab keine vernÃ¼nftige ErklÃ¤rung des Reporters, warum man das PÃ¤ckchen nicht Ã¶ffnen sollte und er vertraute auf die Neugier der Kinder. Ach, das wird ein schÃ¶nes, ruhiges Weihnachtsfest.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Kurzer Prozess

â€žIst der Mensch ein bÃ¶ses Wesenâ€œ fragten die groÃŸen roten Buchstaben auf der Titelseite. Josh schlug die Zeitung um und flÃ¼sterte die Worte, die noch grÃ¶ÃŸer als AufhÃ¤nger ganz oben prangten: â€žWeltuntergang!â€œ Umrahmt wurde die Meldung des Tages von einem Bild, das schon am Abend zuvor durch die Medien ging. â€žMeldung des Tages ist gutâ€œ, dachte sich Josh, â€žgab wohl seit Anbeginn der Zeit keine Schlimmereâ€œ. Das Bild zeigte einen dunkelroten Himmel und einen Atompilz. Im Hintergrund konnte man noch mehrere Wolken erkennen, die unnatÃ¼rlich aus dem Boden wuchsen. Das Land unter den Bomben war bis zum gestrigen Tage die USA.
Josh blÃ¤tterte auf Seite Zwei. Der Bericht startete mit den Worten: â€žDie Neue Welt ist Geschichte. Am Dienstag, den 18. Mai 2006, wurde die USA von einer Reihe flÃ¤chendeckender Atomexplosionen heimgesucht. Die genaue Zahl der Bomben ist nicht bekannt, genauso deren Herkunft. Sie wurden offenbar am Boden gezÃ¼ndet. Seitdem fehlt jeglicher Kontakt zu den Vereinigten Staaten. SÃ¤mtliche FlÃ¼ge sowie Schiffe wurden gestoppt. Es gibt keinerlei Anzeichen fÃ¼r Ã¼berlebende Personen. Spekulationen Ã¼ber vereinzelte Mittelwellen-FunksprÃ¼che haben sich noch nicht bestÃ¤tigt. Dem PrÃ¤sidenten der Vereinigten Staaten, der am frÃ¼hen Montagmorgen von der neu gegrÃ¼ndeten GP verhaftet wurde, ist jegliche Ã¶ffentliche Aussage verweigert worden, teilte das GP mit.â€œ
Josh legte die Zeitung zurÃ¼ck auf den Tisch in der Wartehalle des GerichtsgebÃ¤udes, rÃ¼ckte sich den Waffengurt und die MÃ¼tze, die ihn als Sicherheitspersonal der GP kennzeichnete, zurecht und machte sich auf den Weg nach drauÃŸen. Vor dem imposanten Bau mit dem Ã¼berdimensionalen Auge auf der Front wartete Frank Stewart auf ihn.
â€žGuten Morgen, Josh.â€œ
â€žWas soll an diesen Morgen gut sein?â€œ Er schaute an seinem Kollegen vorbei und suchte den Horizont ab. Keine Bombe.
â€žIch glaube nicht, das hier irgendwelche AtomsprengkÃ¶pfe hochgehen.â€œ Frank verzog den Mund zu einem angestrengten LÃ¤cheln, konnte es aber nicht verhindern, auch die weitlÃ¤ufige Landschaft um das GebÃ¤ude unruhig zu betrachten.
â€žSeit gestern ist nichts mehr unmÃ¶glich.â€œ
â€žJa, da hast du wohl Recht.â€œ Frank lÃ¶ste sich aus seiner Starre und ging auf Josh zu. â€žZeit fÃ¼r den Kontrollgang. Danach mÃ¼ssen wir fÃ¼r den Transport und das Urteil auf unseren Posten sein. Also los?â€œ
â€žOb das noch Sinn macht?â€œ
â€žIch denke schon.â€œ Franks Augen waren wieder auf den Horizont gerichtet. â€žEs ist die Pflicht der GP den Willen der VÃ¶lker auszufÃ¼hren. Und die Menschen haben nun mal so entschieden.â€œ
Die MÃ¤nner machten sich auf den Weg. Es war zwar unwahrscheinlich, das sich Personen, insbesondere Reporter, dem GebÃ¤ude nÃ¤hern konnten, aber nicht unmÃ¶glich. Es gab vor zwei Monaten einen, der es durch die Ã¤uÃŸeren Sperrringe mit einer BeiÃŸzange geschafft hatte. Als bekannt wurde, das mithilfe eines fast schon antiken Werkzeuges das modernste und sicherste GebÃ¤ude der Welt beinahe Ã¼berlistet worden wÃ¤re, ist das Sicherheitspersonal verdoppelt und die Sperrringe um mehrere ZusÃ¤tzliche erweitert worden. Der Journalist kam allerdings nicht mal in Sichtweise des Baus. Er wurde von den Sicherheitsrobotern erfasst und weggebracht. Wohin, wussten auch Josh und Frank nicht, da die Roboter dem zweiten Sicherheitspersonal angehÃ¶rten. Beide Sicherheits-Strukturen agieren vÃ¶llig unabhÃ¤ngig voneinander und werden nur durch ein System aus EntscheidungstrÃ¤gern, deren Aufenthaltsort unbekannt ist, koordiniert. Genauso verhÃ¤lt es sich auch mit dem kompletten Personal auf dem GelÃ¤nde. Es gibt jeweils zwei unabhÃ¤ngige Strukturen bei den WÃ¤rtern, den Versorgungsleuten, den Mechanikern bis hin zu den Richtern und Geschworenen. Das GebÃ¤ude der GP ist unabhÃ¤ngig von einer Staatsform oder Regierung und ein neues selbsternanntes, ausfÃ¼hrendes Rechtsorgan der Menschen der Welt. Der Bau wurde Ã¼ber Jahre geheim gehalten und als die neue Gerichtsbarkeit ans Netz ging, da wurde nur bekannt gegeben, das eine Menschenrechtsorganisation namens GP den Bau aus Spendengeldern finanziert hatte und sich daraufhin sofort auflÃ¶ste. SÃ¤mtliche Personen, die der Organisation angehÃ¶rten, haben sich auf einer Farm in Massachusetts das Leben genommen. Man fand die Leichen einen Tag nach Inbetriebnahme

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

des GebÃ¤udes. Alle Aufzeichnungen, BauplÃ¤ne oder Dokumente waren verschwunden. Die Menschen, die fÃ¼r das GP arbeiten, sind allesamt durch verborgene Internetaufrufe zu der Organisation gestoÃŸen. Auch sie hatten niemals Kontakt zu den â€žGrÃ¼ndernâ€œ. Es gab keinen greifbaren Verantwortlichen und die EntscheidungstrÃ¤ger kannten sich untereinander auch nicht. Damit wurden sÃ¤mtliche MÃ¶glichkeiten der Korruption von vornherein ausgeschlossen. Wer auch nur daran dachte, sich einen Eigennutzen aus dem GP zu machen, wurde sofort eliminiert. Und das mit dem Denken war tatsÃ¤chlich so, den der eigentliche KnÃ¼ller wartete im Inneren des GebÃ¤udes auf: der Gerichtssaal. Durch eine unbekannte Technik war es mÃ¶glich, innerhalb des Raumes alle Gedanken der anwesenden Personen zu lesen. Die Geschworenen wussten, was der Richter dachte, der Richter wusste, was der Angeklagte verbarg, der Angeklagte wusste, was das Personal von ihm dachte und so weiter. Innerhalb des Raumes war es unmÃ¶glich, irgendetwas zu verbergen.
Am 15. Mai 2006 ging ein Aufruf Ã¼ber das Internet um die Welt. Es war die Sensationsmeldung und alle Medien stoppten das laufende Programm, um mitzuteilen, das ab nun alle Menschen der Welt sich mit ihrer Stimme GehÃ¶r verschaffen kÃ¶nnen. Es war nun mÃ¶glich, bestimmte Menschen verhaften zu lassen, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder egal welcher Art ausÃ¼bten. Dazu wurde von der GP verÃ¶ffentlicht, das es einer bestimmten Mindestanzahl an Stimmen bedarf, damit sie tÃ¤tig werden kÃ¶nnen. Sie legten fest, das sich die HÃ¶he der benÃ¶tigten Stimmen an der momentanen WeltbevÃ¶lkerung anlehnt. FÃ¼nfzig Prozent, also momentan 3,25 Milliarden sind notwendig, um eine Person verhaften zu lassen. Dazu sei es nur notwendig, auf der Internetseite auf das entsprechende Konterfei zu klicken. Die Bilder konnten von den Usern selbst hochgeladen werden. Es dauerte nicht mal eine halbe Minute, da war das Bild des amerikanischen PrÃ¤sidenten online. Nachdem einige wenige dazu kamen, zog der PrÃ¤sident mit seinen Stimmen weit davon. Nach zwei Stunden waren es schon 500 Millionen, weitere drei Stunden und die 1,5 Milliarden waren erreicht. Der PrÃ¤sident gab am 16. Mai um zwÃ¶lf Uhr mittags eine Pressekonferenz, in der er ausdrÃ¼cklich darauf hinwies, das er sich unter keinen UmstÃ¤nden der Gerichtsbarkeit diesen, wortwÃ¶rtlich â€žmenschlichen Irrsinnsâ€œ unterwerfen werde. Daraufhin wurde innerhalb kÃ¼rzester Zeit die drei Milliarden-Grenze geknackt.
Es kam in der Nacht vom Sonntag auf den Montag zum Showdown in Washington. Der PrÃ¤sident hatte, als nur noch 200 Millionen Stimmen fehlten, mit einem Atomkrieg gedroht. SÃ¤mtliche Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen, um den PrÃ¤sidenten vor â€žGefahrenâ€œ zu schÃ¼tzen. Aber sie rechneten nicht mit der Erfindungsgabe der GrÃ¼nder der GP. Das weiÃŸe Haus war besser gesichert als Fort Knox und gerade als freudestrahlend der PrÃ¤sident nach Ãœberschreitung der 3,5 Milliarden Stimmen aus dem Oval Office verkÃ¼ndete, es sei offenbar nur ein Scherz irgendwelcher Internethacker gewesen, materialisierten sich zwei schwarzgekleidete MÃ¤nner in dem BÃ¼ro, legten die Wachleute mit Elektroschocks lahm und verschwanden zusammen mit dem PrÃ¤sidenten auf die gleiche Art und Weise.
Josh und Frank beendeten ihre Runde nach zwei Stunden. Sie machten sich auf den Weg zum â€žinneren Zirkelâ€œ, dem GefÃ¤ngnisbereich.
â€žWarst du schon mal im Gerichtssaalâ€œ fragte Josh.
â€žJa, es ist unheimlich.â€œ
â€žIch stelle mir das als groÃŸes Chaos vor, wenn gleichzeitig alle Gedanken zu hÃ¶ren sind.â€œ
â€žNun, deshalb sind auch nur wenige, fÃ¼r den Prozess wichtige Leute im Raum. Der Angeklagte wird vom Personal in den Saal gebracht. Sobald sie den Raum betreten, ist es mÃ¶glich, alle Gedanken zu hÃ¶ren. Das ist irgendwie seltsam, denn plÃ¶tzlich offenbaren sich die tiefsten Geheimnisse.â€œ Sie kamen an die erste von unzÃ¤hligen Sicherheitsschleusen. Die Prozedur der Ausweisung mithilfe von biometrischen Daten war nicht sehr zeitaufwendig und lief beinahe schon automatisiert ab.
â€žWoher willst du das wissenâ€œ sagte Josh, als er den Ausweis wieder in die Brusttasche schob. â€žDer PrÃ¤sident ist doch der erste Fall hier.â€œ
â€žEs gab TestlÃ¤ufe. Ich habe dabei den Angeklagten gespielt. Und damit du das gleich weiÃŸt und dich spÃ¤ter nicht wunderst: Ich trage ab und zu DamenunterwÃ¤sche.â€œ
Josh musste loslachen. â€žWas, warum sagst du mir das?â€œ
â€žDas wirst du bald selber feststellen.â€œ Das Grinsen auf Franks Gesicht, als er seinen verdutzten Partner stehen lieÃŸ, sprach BÃ¤nde. Und als Frank klar wurde, warum, versteinerte sich sein Lachen.
Schweigsam betraten sie den Zellentrakt. Der PrÃ¤sident war in einem gerÃ¤umigen Zimmer

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

untergebracht. Als Frank und Josh um die Ecke bogen, sahen sie ihn in der Bibel lesend auf der Pritsche sitzen. Die Zeit einer Untersuchungshaft war nicht mehr notwendig, da der Angeklagte sich selbst entweder belastete oder freisprach.
Als der PrÃ¤sident bemerkte, wie sich die zwei nÃ¤herten, sprang er sofort auf und begann, wÃ¼ste Beschimpfungen Ã¼ber sie hereinbrechen zu lassen. Er werde sich das nicht bieten lassen, er werde kein Gericht auÃŸerhalb der USA akzeptieren und es wÃ¼rde noch ernsthafte Konsequenzen fÃ¼r alle, er betonte â€žALLEâ€œ Beteiligten haben. Frank und Josh waren angewiesen, keinerlei Worte mit dem Gefangenen zu wechseln. So gerne sie auch mit dem â€žPrÃ¤sidenten der freien VÃ¶lkerâ€œ gesprochen hÃ¤tten, es gab eindeutige Anweisungen, die bei der geringsten Missachtung aufs SchÃ¤rfste bestraft wurden.
Einige Minuten spÃ¤ter war das Trio unterwegs zum Gerichtssaal. Weitere Schleusen, diesmal von Robotern bewacht, mussten passiert
werden. Und je nÃ¤her sie dem â€žSaalâ€œ kamen, desto schweigsamer wurde der PrÃ¤sident. Josh bemerkte einen unangenehmen SchweiÃŸgeruch. â€žSo muss Angst riechenâ€œ, dachte er sich. Da tauchte vor ihnen die TÃ¼r zum â€žSaalâ€œ auf. Eine Panikattacke Ã¼berkam alle drei. Josh hielt eine Hand auf der Schulter des PrÃ¤sidenten, als Frank die TÃ¼r Ã¶ffnete. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bevor sie die Schwelle Ã¼bertraten.
Der erste Eindruck war Ã¼berwÃ¤ltigend. In vÃ¶lliger Schlichtheit prÃ¤sentierte sich der Gerichtssaal. Der Richter, ein etwas dicklicher, farbiger Mann schaute nicht von seinen Unterlagen hoch, als sie herein kamen. Das Schild vor ihm weiÃŸte ihn als â€žRichter Morgan Crowdâ€œ aus. Der Mann saÃŸ auf einem mintgrÃ¼nen Sessel, vor sich ein einfacher Schreibtisch mit einem Monitor darauf. Davor war ein billiger Holzstuhl aufgestellt, zu dem der Angeklagte gefÃ¼hrt wurde. Das war alles: Keine Bilder, kein Kreuz, schlichter Parkettboden, drei weiÃŸe WÃ¤nde, eine Glaswand zur Linken des Richters und ein dunkler Raum dahinter.
Wesentlich beeindruckender waren die Stimmen. Joshs Augen warfen wirre Blicke und beinahe hÃ¤tte er den PrÃ¤sidenten vergessen. Frank stieÃŸ ihn an und lÃ¤chelte. â€žNa, wie gehtâ€™s?â€œ
Wie es geht? Wie gehtâ€™s? Das war Frank. In seinen Gedanken. Er sah ihn reden, hÃ¶rte aber auch die Gedanken. Ich reiÃŸ dir die Eier bei der ersten bietenden Gelegenheit ab. Der PrÃ¤sident. Aber er meinte nicht ihn, er schaute zu dem Richter. Mal sehen, wer hier wem was abreist. Der Richter. Es war totenstill im â€žSaalâ€œ, aber gleichzeitig mÃ¶rderisch laut. â€žDie Gedanken sind frei, wer kann sie erraten.â€œ Lied. Das kam wieder von Frank. Oh, offenbar die beste Idee hier drin. Ein Lied. Das lenkt von den Gedanken ab. Jetzt bringt ihn schon zum Stuhl. Der Richter schaute ungeduldig zum Trio.
Sie brachten den PrÃ¤sidenten zum Stuhl, wurden von zwei Robotern abgelÃ¶st und verlieÃŸen den Saal wieder. WÃ¼tend blickte der PrÃ¤sident hinter ihnen her. Josh fing noch Gedankenfetzen wie â€ž..Ihr Wichser..â€œ, â€ž..Die kriegen mich niemals..â€œ, â€ž..Ich bin unschuldig, unschuldig, UNSCHULDIG..â€œ sie durch die TÃ¼r kamen, war der Spuk vorbei. Josh musste sich setzen und tief durchatmen. â€žDas ist unglaublich.â€œ
â€žJa,â€œ Frank setzte sich zu ihm, â€žer wird seinen SpaÃŸ haben.â€œ
â€žDu meinst den Richter?â€œ
â€žNein.â€œ
â€žWieso?â€œ Josh schaute fragend zu ihm.
â€žNun. Es wird ein kurzer Prozess. Der Richter wird ihm ein paar Fragen stellen und er wird sich dazu Ã¤uÃŸern. Aber das ist unwichtig. Es zÃ¤hlen seine Gedanken. Die sprechen die Wahrheit.â€œ
â€žUnd was wird ihm vorgeworfen?â€œ
â€žOch, so einiges. Auf der Website von GP stehen die Wichtigsten. Auch von den Usern abgestimmt. Zum Beispiel wird er zu Irak, Afghanistan, Syrien und den Iran befragt. Nordkorea wird auch ein Thema. Sie werden die wahren HintergrÃ¼nde aufdecken. Und natÃ¼rlich den Atomvorfall. Man wird sich brennend dafÃ¼r interessieren, woher die Dinger kamen.â€œ
â€žDenkst du, er hat sie selbst zÃ¼nden lassen?â€œ
â€žIch weiÃŸ es nicht.â€œ Frank zog ein angestrengt nachdenklich wirkendes Gesicht. Josh hatte das GefÃ¼hl, das er nicht die Wahrheit sagte. Er wechselte das Thema.
â€žWas passiert dann?â€œ
â€žJe nachdem.â€œ Frank atmete auf. â€žWenn er unschuldig ist, dann bringen ihn die â€žSchwarzenâ€œ zurÃ¼ck. Und wenn er schuldig ist.â€œ Er ging zum Fenster und deutete Josh, nachzukommen.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Als er aufstand, sah er, weshalb Frank so grinste. â€žDie Internet-User haben auch die Strafe festgelegt. Ich finde sie originell. Dort mÃ¼ssen wir ihn dann hinbringen.â€œ
Vor dem GebÃ¤ude stand eine Startrampe mit einer kleinen Rakete. Der Rauch, der aus den DÃ¼sen kam, zeugte von intensiven Startvorbereitungen. Josh sah nach oben zum Himmel und fragte â€žwo geht die hin?â€œ
â€žZum Mond. One-Way-Ticket.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Hausmeister Charlie auf dem Weg nach oben

Charles Moory sah sich im Spiegel und schmunzelte. Der junge Mann hatte ein weiÃŸes T-Shirt an mit einem Aufdruck, den er sich bei Bills Copyland unten an der Ecke hatte anfertigen lassen. Erst meinte Bill, es sei etwas arg makaber, aber Charles zahlte brav seine 25 Dollar fÃ¼r das kleine Werk und wer zahlt, muss sich keinen Vortrag Ã¼ber Geschmack oder Sitte anhÃ¶ren. Nun prangten drei lÃ¤chelnde MÃ¤nner Arm in Arm von seiner Brust. Die drei waren Bush junior, flankiert von Hussein und Bin Laden. DarÃ¼ber stand in groÃŸen roten Buchstaben â€žPeace on Earthâ€œ und unter den drei: â€žHowever like to get itâ€œ. Er war zufrieden.
Die TÃ¼r zu seinem Zimmer ging auf. Er fuhr herum, da er auÃŸer dem T-Shirt nur eine Unterhose und Socken anhatte.
â€žMum, du sollst doch anklopfen.â€œ Sie lÃ¤chelte und stellte ihm ein kleines silbernes Tablett an sein Bett. Darauf waren eine Tasse Pfefferminztee und in einem PorzellanschÃ¤lchen eine runde rote Pille. Der Dampf des Tees vermischte sich mit den Sonnenstrahlen, die durch die halb geschlossene Jalousie eine gestreifte dÃ¼stere AtmosphÃ¤re zauberten. â€žMum!!â€œ Seine Mutter reagierte immer noch mit einem LÃ¤cheln und sagte schÃ¼chtern mit gesenktem Blick â€žEntschuldigungâ€œ. Sie wollte das Zimmer sofort wieder verlassen.
â€žMUMâ€œ er brÃ¼llte ihr hinterher, sie erstarrte in der Bewegung. Madeleine Moory wusste, wann ihr Sohn â€žÃ¼berreiztâ€œ war. Er ging zu ihr und legte einen Arm um ihre Schultern. Ein Zittern durchfuhr ihren KÃ¶rper, doch sie wÃ¼rde sich ihre Angst nicht anmerken lassen. Keine SchlÃ¤ge, flehte sie innerlich, bitte keine SchlÃ¤ge.
â€žMum, Mummy.â€œ Seine Stimme klang ganz sanft, fast so wie die eines Kindes. Madeleine versuchte sich vorzustellen, statt eines 27-jÃ¤hrigen, unberechenbar aggressiven, leicht zurÃ¼ckgebliebenen Erwachsenen, ihren kleinen Charlie neben sich stehen zu sehen. Er streichelte ihr Ã¼ber die verschrÃ¤nkten Arme und drehte sie sanft zu sich um.
Irgendwie musste sie das GesprÃ¤ch wieder aufnehmen, ihn beschÃ¤ftigen. Er durfte auf keinen Fall ihren Anflug von Panik erraten.
â€žSollst du nicht heute die Lampen in der Tiefgarage Ã¼berprÃ¼fen? Steve Jankings hat fÃ¼r dich eine groÃŸe Kiste mit NeonrÃ¶hren unten vor deine Werkstatt gestellt. Er meinte, manche Ecken seien zu dÃ¼ster. Ich weiÃŸ, du hasst es, wenn sich jemand in deine Arbeit einmischt, aber ich glaube, er hat Recht. Manche Ecken dort unten...â€œ
â€žMum!â€œ Sie zuckte wieder, diesmal musste er es spÃ¼ren.
â€žDu zitterst ja.â€œ Er lieÃŸ sie los. â€žSetz dich ins Wohnzimmer. Ich muss mir was anziehen.â€œ Seine war wieder sanft. â€žWir reden gleich Ã¼ber alles.â€œ Er kreiste mit dem Finger durch die Luft und ging rÃ¼ckwÃ¤rts von ihr weg. â€žDu weiÃŸt schon. Jankings, Tiefgarage, Arbeit, bla, bla, bla.â€œ
â€žJa.â€œ Ihre Trance lÃ¶ste sich. â€žJa, ins Wohnzimmer.â€œ Sie drehte sich mit gesenktem Kopf und verlie Zimmer.
Charles schaute noch mal in den Spiegel. Die Hure hatte gar nichts zu seinem T-Shirt gesagt. WÃ¤hrend er sich seine Blue Jeans Ã¼ber die dÃ¼nnen Beine zog, beobachtete er durch die Jalousien den Vorhof des Hochhauses. Hier vom vierten Stock sahen sich die Menschen wie kleine KÃ¤fer an. Er wÃ¼rde gerne ein paar von ihnen zerdrÃ¼cken. Mit dem Daumen verfolgte er einen Mann mit Anzug und Aktenkoffer. Dich zum Beispiel, was wÃ¤re, wenn der Finger Gottes dich zerquetschen wÃ¼rde? Aus wÃ¤re es mit deinen Aktien, deinem, ich rate mal, Mercedes Marke â€žSchlampenschlepperâ€œ, deiner blonden SekretÃ¤rin, die ihre MÃ¶pse so schÃ¶n auf und ab schwingen kann, wegen der du dir bei deiner Frau Abend fÃ¼r Abend das Hirn rausvÃ¶gelst. Er lieÃŸ von seinem â€žOpferâ€œ ab und sah, wie di sechzehnjÃ¤hrige Mandy zur HaustÃ¼r lief. Sie hielt ihren Rucksack vor der Brust und hatte es ziemlich eilig.
â€žOh, gutâ€œ sagte er zufrieden zu sich selbst. â€žJetzt sind alle da fÃ¼r die Party.â€œ
Charles holte aus der Nachttisch-Schublade (Tee und Pille waren jetzt nicht mehr wichtig) eine 44er Desert Eagle, die er ebenso in Bills Copyland erstanden hatte. Ja, Bill verdiente sich seine Dollars und nicht nur Charles wusste von der Waffenkammer im hinteren Teil des Shops. Mit der Pistole zielte er wieder auf den Mann im Anzug, der gerade an einer Ã¶ffentlichen Telefonzelle bestimmt mit seinem Flittchen sprach.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žWas wÃ¤re, wenn Gott statt seines Fingers eine Eagle hÃ¤tteâ€œ fragte er sich und drÃ¼ckte den Abzug dre
mal durch. Das Klicken war leise und angenehm und Charles fÃ¼hlte sich groÃŸartig. Im Schubladen
lagen mehrere PÃ¤ckchen mit .44 Magnum Geschossen, die Charles in die Taschen seiner roten
Regenjacke stopfte. Ein PÃ¤ckchen riss er auf und lud die Waffe mit 8 Schuss. So saÃŸ er auf dem Bett
und starrte noch mal in den Spiegel. Seine etwas vorstehenden ZÃ¤hne und die ungekÃ¤mmten
schulterlangen Haare machten sein Erscheinungsbild wild und unberechenbar. Oh, ja, heute fÃ¼hlte
er sich groÃŸartig. Heute wÃ¼rde er eine Party geben und alle seine Freunde im Haus dÃ¼rfen mit ihm
feiern. Es war der Tag, an dem er klarstellen wÃ¼rde, das es nicht in Ordnung sei, ihn immer als
Menschen zweiter oder sogar dritter Klasse zu behandeln. Auch er hatte ein Recht auf Respekt und
Anerkennung und wenn er heute fertig wird, dann wÃ¼rden alle sagen: â€žSchau an, Charlie hat sich
Respekt verschafft. Er ist einer, der sich nicht so leicht auf den Kopf schlagen lÃ¤sst. Oder in den
Arsch treten.â€œ Er fing zu grinsen an, was seine ZÃ¤hne noch mehr wie ein aufgehendes Garagentor
aussehen lieÃŸ. Ja, sie wÃ¼rden ihn feiern. Endlich mal einer, der sich durchsetzt. Einer, der seinen
Weg macht. Nach oben, nicht immer nach unten. Er entsicherte die Eagle. Ein GefÃ¼hl von StÃ¤rke
und Euphorie durchfuhr ihn. Die Pille wÃ¼rde er heute nicht brauchen. Charlie wird heute zu Charles.
Madeleine Moory hÃ¶rte etwas von â€ž..du Hure fickst dauernd diesen Jankings und glaubst wohl, ich
wÃ¼rde nicht dahinter kommen..â€œ Sie sah auf in die MÃ¼ndung einer Waffe und spÃ¼rte den
AdrenalinstoÃŸ und die Muskeln anspannen. Ihr Herz schlug an ihren Kehlkopf und sie versuchte, den
Ernst der Lage zu begreifen. â€žCharlie? Hast du nicht die Pille genommen? Charlie, SchÃ¤tzchen, die
Pille..â€œ In diesem Augenblick durchschlug eine Kugel ihr Ã¤ngstliches Gesicht. Ihr Mund wollte noch
die nÃ¤chsten Worte formen, aber blieb bei einem O stehen, als sie verspÃ¼rte, wie ihr der Hinterkopf
in einem heiÃŸen Schwall aufriss. Dann war es dunkel.
â€žCharlie braucht heute keine Pille. Nein, Charlie ist in guter Stimmung und braucht den Blocker nicht.
Charlie wird endlich mal seinen GefÃ¼hlen freien Lauf lassen.â€œ
Er betrachtete die Sauerei, die der Kopf seiner Mutter hinter dem Fernsehstuhl mit den Gardinen und
der Wand angerichtet hatte, beschloss, es spÃ¤ter mit einer extra groÃŸen Portion Vanish Clean zu
beseitigen und zog sich seine Nikes an. Mit einem KopfhÃ¶rer und Walkman, den er an eine Schlaufe
seiner Hose heftete, machte er sich vergnÃ¼gt auf den Weg nach oben. In dem CD-Player drehte sich
der Soundtrack von Quentin Tarantinos â€žPulp Fictionâ€œ.
FÃ¼nfter Stock: Eine TÃ¼r mit der Aufschrift: â€žJankings Paradise. Treten sie mit einem glÃ¼cklichen
LÃ¤cheln ein.â€œ Charles klingelte und wartete. Die Musik war nicht allzu laut, aber trotzdem konnte er
nicht hÃ¶ren, wie Jankings zum zweiten Mal freundlich darum bat, doch einzutreten. Jankings hatte
Vertrauen in seine Nachbarn. War er es doch, der sich in Wirklichkeit um alles kÃ¼mmerte, nicht
dieser Bengel seiner kleinen Freundin. Bei der nÃ¤chsten Mieterversammlung wÃ¼rde er, freundlich
wie immer, aber bestimmt kundtun, das er wohl besser fÃ¼r den Hausmeisterposten geeignet wÃ¤re.
Mal im Ernst, dieser kleine Bastard Charlie hatte doch nicht den blassesten Schimmer, irgendetwas zu
reparieren. StÃ¤ndig hÃ¤ngt er entweder in seiner Werkstatt oder auf dem Flachdach des 20-StÃ¶ckers
herum, statt sich um die Belange der Mieter zu kÃ¼mmern.
â€žKommen sie herein.â€œ Jankings musste niemals jemanden dreimal auffordern, einzutreten. Also
wuchtete er seinen schweren KÃ¶rper aus dem Sessel, legte das Do-it-yourself Buch zur Seite und
Ã¶ffnete die TÃ¼r. Sein Blick fiel zuerst auf die Pistole, die genau auf seine Eier zielte.
â€žOh, Charlie, hey.â€œ Er versuchte gefasst zu bleiben. â€žDas ist doch keine echte Pistole, mmh? Du
versuchst mir einen Schreck einzujagen.â€œ Charles lÃ¤chelte. Jankings bekam es mit der Angst zu tun. Er
wollte gerade wieder ansetzen, als Charles nur ein Wort rausbrachte: â€žSchnauze.â€œ Der Schuss zerfetzte
ihm seine Genitalien und er ging mit einem jÃ¤mmerlichen Jaulen in die Knie. Bevor er allerdings
unten war, riss ihm eine zweite Kugel den Kehlkopf weg. Charles dachte nach. â€žMmh, noch 5 Schuss,
muss noch nicht nachladenâ€œ und trabte vergnÃ¼gt weiter.
Achter Stock: Zwei Halbstarke im Flur warfen sich gegenseitig einen Gummiball zu. Die zwei
SchÃ¼sse, die irgendwo unter ihnen knallten, waren fÃ¼r diese Stadt und diesen Stadtteil nichts
auÃŸergewÃ¶hnliches. Bobby Clearance zÃ¼ndete sich eine Camel an und meinte zu seinem
langjÃ¤hrigen Kumpel Martin Sorvey: â€žHat wohl jemand den alten KÃ¶ter der irren Ms. Carding
erschossen.â€œ
â€žJa.â€œ Martin prustete los und warf den Ball zurÃ¼ck. â€žOder der Spinner aus dem Vierten hat sich endlich
die Birne weggeschossen.â€œ Jetzt war es an Bobby, der sich nicht mehr halten konnte.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žSchade.â€œ Ihm kamen die TrÃ¤nen. â€žIch wÃ¼rde Charlie gern noch mal zum Abschied in den Ars
treten. War immer ein besonderer SpaÃŸ.â€œ
Aus den Augenwinkeln konnte Bobby noch eine Bewegung an der Treppe wahrnehmen, bevor zwei SchÃ¼sse seine beiden LungenflÃ¼gel zur Aufgabe ihrer Arbeit zwangen. Martin sah, wie dieser Freak von Hausmeister seinem Kumpel das Lebenslicht ausknipste und zÃ¶gerte keinen Augenblick, sich aus dem Staub zu machen. Als er im Lauf drei EinschÃ¼sse an der Wand vor ihm registrierte, verstarb er, bevor er feststellen konnte, das die Kugeln auf dem Weg zur Wand keinen anderen als durch seinen KÃ¶rper nehmen mussten. Er fiel wie ein achtlos weggeworfener
Sack voll mit ScheiÃŸe.
Das gefiel Charles. Die zwei waren ihm immer ein Dorn im Auge und er hatte ihnen mehrmals gedroht, sich zu rÃ¤chen, aber sie hatten ihn nur ausgelacht und weiter getreten, geschlagen, geschubst. Jetzt war er es, der lachen musste. Er hielt sich vornÃ¼ber auf die Knie gebeugt, sah sich die zwei Kadaver vor ihm an und lachte, lachte, lachte. TrÃ¤nen der Freude kamen ihm aus den Augenwinkeln, als er tief Luft holte und gefasst die Eagle nachlud. Als neben ihm eine WohnungstÃ¼r aufging und ein kleines achtjÃ¤hriges MÃ¤dchen verÃ¤ngstigt rausblinzelte, hielt er im Affekt die MÃ¼ndung genau auf ihren Kopf gerichtet. Der Finger am Abzug spannte sich und fÃ¼r einen Augenblick sah er in den Augen der Kleinen sein Spiegelbild. Endlose Sekunden verstrichen. Charles zitterte am ganzen Leib, die Kleine rÃ¼hrte sich nicht. â€žWie ein kleines Reh, das von Schweinwerfern geblendet wirdâ€œ dachte sich der Hausmeister. Er hob die Waffe, kniete sich nieder und tÃ¤tschelte ihre Wange. â€žGeh spielenâ€œ sagte er liebevoll. â€žDas hier ist noch nicht deine Welt.â€œ Das MÃ¤dchen sagte etwas und schloss wieder die TÃ¼r. Er hÃ¤tte zu gerne gehÃ¶rt, was sie meinte, aber gerade war es Bruce Willis in seinem KopfhÃ¶rer, der verkÃ¼ndete, das Zed tot sei. â€žZedÂ´s dead, Baby. ZedÂ´s dead.â€œ
â€žJa genau.â€œ Er richtete sich auf, wÃ¼rdigte die beiden Toten keines weiteren Blickes und machte sich weiter auf den Weg nach oben. â€žZed ist tot.â€œ
12. Stock: Ein Klopfen an der TÃ¼r mit der Aufschrift 12/02. Ben Court fuhr aus einem wirren Traum hoch. Er suchte im Halbdunkel seines Zimmers nach einem Orientierungspunkt, aber mit eineinhalb Flaschen Bourbon zur Mittagszeit war das nicht so einfach. Das erste, was er bemerkte, nachdem die Achterbahn stoppte, die ihn mit Loopings durch die Aufwachphase begleitete, war seine vollgeschissene Hose. â€žVerdammt,â€œ er lallte mehr als er deutlich artikulieren konnte. â€žMoment,â€œ ri
zur TÃ¼r â€žich, Ã¤h, kann jetzt nicht.â€œ Jetzt fiel ihm der dazu passende bestialische Gestank auf und er versuchte sich aufzurichten, ohne noch mehr von der braunen Masse auf der Innenseite seiner Oberschenkel zu verteilen. â€žHallo?â€œ Wieder das ungeduldige HÃ¤mmern an der TÃ¼r. â€žShit, Charlie, b
du das? HÃ¶r zu, ich kann jetzt nicht. Ich, Ã¤h, hab Besuch.â€œ Erneutes Klopfen. â€žSag mal, sind sie taub, oder was?â€œ Er stolperte zur TÃ¼r, fiel beinahe Ã¼ber seine FÃ¼ÃŸe, schlug gegen den TÃ¼rrahmen und versuchte durch den TÃ¼rspion den ungebetenen Gast zu erkennen. Noch als er sich wunderte, warum es in dem Flur so dunkel sei, kam ihm das Guckloch in Verbindung mit einer Kugel aus dem Lauf der Waffe entgegen. Ben Court starb mit vollgeschissener Hose.
Charles schaute durch das Loch in der TÃ¼r und war zufrieden. Besser konnte es gar nicht laufen. Es wÃ¼rde zwar keinen Schnaps mehr von diesem alten Sack geben, aber das war ok so. Er konnte es nicht leiden, wie Ben bei den Saufgelagen versuchte, ihn zu berÃ¼hren. Irgendwie hatte Charles immer das GefÃ¼hl, das er von dem alten Mann zu sehr gemocht wurde. Als Ben vorgestern wieder nicht seine Hand in Charles Hose stecken durfte, hatte er noch gemeint: â€žDu Wichser, irgendwann leg ich dich flach.â€œ Nun, jetzt hat Charles Ben flachgelegt.
17. Stock, letzte Station vor dem Dach fÃ¼r Charles Moory. Er musste unbedingt noch jemanden treffen, bevor er seinen Weg nach oben fortsetzen konnte.
â€žKlopf, klopfâ€œ sagte er durch die TÃ¼r mit dem kleinen Namensschild. Darauf stand in verschnÃ¶rkelten Buchstaben â€žFamily Gardner greets youâ€œ. Er lÃ¤chelte und hÃ¤mmerte an die TÃ¼
Mandy Gardner Ã¶ffnete ihm und er konnte durch die Musik der Revels aus seinem Player ihren Vater im Hintergrund schreien hÃ¶ren.
â€žMandy, sag dem Sack, er soll sich verpissen, oder ich poliere ihm die Fresse.â€œ
Mandy war sich nicht im klaren darÃ¼ber, auf was sie zuerst reagieren sollte. Mit erstarrtem Blick verfolgte sie, wie Charles auf ihre hÃ¼bsche Stupsnase anlegte. â€žMandy! HÃ¶rst du nicht!â€œ Ihr Vater kam um die Ecke gebogen und blieb stehen.
â€žCharlie.â€œ Mandys Angst legte sich in ihrer Stimme nieder. Sie klang wie aus weiter Ferne, aber Charles

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

konnte eh nichts hÃ¶ren. Er beobachtete, wie vor ihm das MÃ¤dchen irgendwelche Worte mit ihren hÃ¼bschen Lippen formte. Lippen, mit denen sie ihn verwÃ¶hnt hatte in seiner Werkstatt unten im Keller. Lippen, mit denen sie ihn lÃ¤cherlich gemacht hatte vor ihren Freundinnen. Lippen, mit denen sie LÃ¼gen Ã¼ber seinen Penis erzÃ¤hlt hatte und die ihm den Spitznamen â€žStummelchenâ€œ einbrachten. Lippen, die plÃ¶tzlich, er musste selbst erschrecken, als er den Abzug durchbog, in roten BlÃ¼ten nach allen Seiten aufgingen, als sich die Patrone durch das LÃ¼genmaul grub. Mandys Vater stÃ¼rzte schreiend auf ihn los. Das konnte Charles jetzt hÃ¶ren. Herrgott, der Mann war vÃ¶llig auÃŸer sich. Noch paralysiert von den Blutspritzern, die aus dem Mund des MÃ¤dchens durch den ganzen Raum flogen, erschoss er Mr. Gardner. Das tat ihm ein bisschen leid. Der Mann konnte ja nichts fÃ¼r seine missratene GÃ¶re.
Charles fasste sich wieder, zuckte mit den Schultern und machte sich weiter auf den Weg nach oben. Dach des Hochhauses: Der Wind kÃ¼ndete von einem Sturm, der sich auf das Treiben und den Trubel der Stadt zu bewegte. Blitze und schwarze Wolken flogen Ã¼ber den Horizont. Charles Moory stand nun ganz oben und fuchtelte mit der Eagle in den Himmel.
â€žSiehst du? Ich bin ganz nach oben gekommen.â€œ
Er suchte das Firmament mit prÃ¼fendem Blick ab. â€žWar ja klar, du Wichserâ€œ brÃ¼llte er in die Wolken. Ein heller Blitzstrahl durchbohrte quer den Himmel Ã¼ber New York.
â€žNicht nur,â€œ er verriegelte den Aufgang zum Treppenhaus mit einer Sprengfalle, die nicht nur die TÃ¼r, sondern mit den riesigen Batzen Plastiksprengstoff unter einem Kabelgewirr auch noch das Stockwerk darunter wegbrennen wÃ¼rde, â€ždas du mich in diese HÃ¶lle hineingeboren hast.â€œ Der Wind wurde stÃ¤rker und wehte ihm die Haare in die schweiÃŸnasse Stirn, als er rÃ¼ber zu dem Schuppen auf dem Dach ging. â€žNein, jetzt wo ich hier endlich mal fÃ¼r klare VerhÃ¤ltnisse gesorgt habe, bist du nicht Manns genug, mir zu offenbaren, was fÃ¼r einen Riesenfehler du mit mir gemacht hast. Aber ich werde dafÃ¼r sorgen, das selbst du mich erhÃ¶rst.â€œ Er brÃ¼llte mit sich Ã¼berschlagender Stimme in den wolkengeschwÃ¤ngerten Himmel, warf die Eagle achtlos zur Seite und Ã¶ffnete den kleinen Bretterverhau, der ursprÃ¼nglich mal ein Taubenschlag war.
â€žIch werde dafÃ¼r sorgen, das jeder weiÃŸ, das du in Wahrheit nicht Gott, sondern der Teufel bist. Und hier ist die HÃ¶lle und hier werden alle fÃ¼r irgendetwas bestraft.â€œ Charles riss einige Abdeckfolien von ein paar pultÃ¤hnlichen GegenstÃ¤nden mit Schaltern und Hebeln. Der geprÃ¼fte Blick eines Sprengmeisters hÃ¤tte gereicht, um mitteilen zu kÃ¶nnen, das sich hinter der Ansammlung aus KnÃ¶pfen und DrÃ¤hten ein kompliziertes, fÃ¼r eine gewaltige Sprengung vorbereitetes, mechanisches Werk verbarg. UnzÃ¤hlige Kabel gingen in die SchÃ¤chte, die sich in dem Haus in jede einzelne Wohnung verteilten.
â€žGott!!!â€œ Er brÃ¼llte so laut, das sich der Donner Ã¼ber ihn im Nichts verlor. â€žIch befehle dir, mir z erscheinen.â€œ Charles legte ein paar Schalter um und die ganze Konsole fing zu blinken an. Ein Hubschrauber hatte sich Ã¼ber die BrÃ¼stung des Wolkenkratzers an ihn herangeschlichen. Eine Stimme aus einem Lautsprecher befahl ihm, sich sofort auf den Boden zu legen. Er hob die HÃ¤nde und warf sich hin, als er bemerkte, das an der TÃ¼r mit der Sprengfalle heftig gerÃ¼ttelt wurde.
Die Hubschrauberbesatzung des Sondereinsatzkommandos war noch geblendet von der gewaltigen Detonation, die das Special Team eins (zwanzig Mann) nicht hatte Ã¼berleben kÃ¶nnen, als der Pilot schreiend und fuchtelnd die anderen auf Charles Moory aufmerksam machte, der mit einer Panzerfaust auf sie zielte.
In einem Feuerball schoss der Heli zu Boden und Charles Moory war zufrieden. Das wÃ¼rde ein guter Tag werden. Er wÃ¼rde seinen SpaÃŸ haben. Der Unterbelichtete war nun ganz oben, dachte er noch schmunzelnd, wÃ¤hrend er seinen Koffer mit Granaten aus dem Bretterverschlag holte.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der WÃ¼rger von Green Day

â€žAh, ja, es ist endlich warm drauÃŸen, Leute, und wer heute nicht endlich seine Pullover und Jacken in Kisten oder gaaanz hinten im Schrank verstaut, ist OUT. Gary?â€œ
â€žOoooooooooout, out, out, out.â€œ
â€žDanke, Gary. Ich mÃ¶chte wissen, wer mir einen Affen als Co-Moderator hier hingesetzt hat. Oh Gott, Gary, das macht man nicht mit einem Mikrofon.â€œ
Mike Marill musste loslachen und drehte den Regler des Autoradios etwas lauter. Die Abendshow von David und Gary war immer zum BrÃ¼llen. Der arme David wurde diesen Affen einfach nicht mehr los.
â€žIch beantrage eine einstweilige Aussetzung des Artenschutzabkommens. Diesem Orang-Utan gehÃ¶rt mal richtig...au...Gary...nein...nicht das Bein...das kitzelt. Ich muss mir was einfallen lassen. WÃ¤hrenddessen hier fÃ¼r die Jungen und Junggebliebenen: Pink Floyd.â€œ
Oh ja, das war gut. Mike drehte noch etwas lauter und verschrÃ¤nkte zufrieden die Arme hinterm Kopf. Wenigstens langweilte er sich nicht, wÃ¤hrend er auf Lisa warten musste. Sie war sicher wieder beim Flirten mit einem ihrer Trainingspartner, aber das stÃ¶rte Mike nicht. Seine Tochter kam jetzt in ein Alter, da es ganz normal war, Interesse am anderen Geschlecht zu Ã¤uÃŸern.
â€žHey, youâ€œ sang David Gilmour und versetzte mit ein paar einfachen Worten eine ganze Generation in melancholische Stimmung. Es war der erste richtige Sommerabend dieses Jahr. Die Temperaturen hielten sich auch jetzt um 18.30 Uhr noch um die 20 Grad und Mike Ã¼berlegte, sich in der Eisdiele â€žGilmoniâ€œ gegenÃ¼ber der Sporthalle noch ein oder zwei Kugeln zu holen. Schoko und Vanille, nichts besonderes, Mike war ein einfacher Mensch, konnte mit dem neumodischen Kram selten etwas anfangen. Er rÃ¼ckte sich auf dem Ledersitz des Volvos zurecht, Ã¶ffnete den obersten Knopf des Hemdkragens, der SchweiÃŸ stand ihm im Genick. Die Brieftasche zeigte ihm einen Hundert-Dollar-Schein, mehrere Kreditkarten, ein Foto seiner Familie, aber sonst nichts. Kein Kleingeld, und ein groÃŸer Schein war zu Ã¼berheblich fÃ¼r zwei Kugeln Eis. Er wÃ¼rde darauf verzichten mÃ¼ssen, schade. Also, musste die Klimaanlage fÃ¼r AbkÃ¼hlung sorgen. Kaum hatte er den Knopf gedreht, riss jemand die BeifahrertÃ¼r auf und schrie: â€žBuh.â€œ Beinahe hÃ¤tte er sich in die Hosen gemacht und sah das frÃ¶hliche Gesicht Lisas mit gemischten GefÃ¼hlen, musste aber dann selbst loslachen.
â€žKomm rein.â€œ Sie huschte auf den Beifahrersitz.
â€žHier vorn darfst du eigentlich noch nicht sitzen.â€œ Er legte eine ernste Mine auf, um ihrem flehenden Blick Gegenwehr bieten zu kÃ¶nnen.
â€žDad, heute habe ich Geburtstag.â€œ Sie fing zu schmollen an.
â€žHeute?â€œ Er riss die Augen auf, starrte ganz entsetzt und verlegen, bis sie seinen Bluff beinahe glaubte.
â€žHast du nicht erst morgen..â€œ
â€žDad, ich bin jetzt zwÃ¶lf. Verarschen kannst du Tina, aber mich nicht.â€œ Tina war die kleine Schwester, gerade mal den Windeln entwachsen. Sie knuffte ihn am Oberarm. â€žAuâ€œ, spielte er â€žok, ok. Wusste ja nicht, das die Geschenke heutzutage rausgeprÃ¼gelt werden. Hier,â€œ er hielt ihr einen kleinen Umschlag hin, â€žalles Gute zum Geburtstag.â€œ Sie griff danach, er zog ihn weg. â€žNa?â€œ Er deutete mit Finger auf seine Wange. â€žHaben wir nicht etwas vergessen?â€œ Sie gab ihm einen frÃ¶hlichen Schmatz auf die Backe. â€žDanke, Dad.â€œ â€žSo ist es gut, Kleine.â€œ Er gab ihr das Geschenk und setzte den Volv Bewegung.
Lisas braune Augen wurden so groÃŸ wie Kekse, als sie den FÃ¼nfzig-Dollar-Schein und die kleine Silberkette rausfischte. Sie wollte gerade zu jubeln anfangen, als Mike den Radio lauter drehte.
â€žPst, Kleine.â€œ
â€žDie Kurznachrichten auf CF108. Der Ausbau der Flughafenanbindung wurde nach dem Leichenfund einer 24-jÃ¤hrigen Prostituierten heute morgen fortgesetzt. Die Anzahl der ungeklÃ¤rten MordfÃ¤lle in den letzten vier Monaten stieg somit auf sieben. Einen Zusammenhang, so Chief Clark, kÃ¶nnte gegeben sein, aber noch nicht eindeutig bewiesen. Sicher sei nur, das alle Opfer erwÃ¼rgt worden sind und sich sonst keine Spuren bisher fanden. Chief Clark weist VorwÃ¼rfe zurÃ¼ck, die Polizei wÃ¼rde im Dunkeln tappen. Es gÃ¤be eindeutige Hinweise. Die Ermittlungen dauern an.â€œ
â€žWenn die Hinweise so eindeutig sind, wieso lÃ¤uft der Irre dann noch frei rum?â€œ Mike sprach mehr mit sich selbst und bemerkte erst jetzt das besorgte Gesicht Lisas. Sofort schaltete er das Radio aus und

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

setzte eine sorglose Mine auf.
â€žNa, Kleine, mach dir keine Sorgen. Die kriegen ihn und dann ist der Spuk vorbei.â€œ
â€žDie Leute in der Nachbarschaft machen sich Sorgen. Die Toten sind alle aus unserem Viertel.â€œ Lisa lieÃŸ sich nicht so schnell beruhigen. Er bog in die Auffahrt zu seinem kleinen HÃ¤uschen, stellte den Motor ab. Seine Stirn zeugte von ernsten Sorgenfalten.
â€žDad.â€œ
Es war unglaublich, aber wahr. Niemand machte sich ernsthaft jemals Gedanken, dass solche Horrormeldungen, wie sie jedes Mal aus dem Radio oder dem Fernseher kamen, in ihr Leben eindringen wÃ¼rden. Man fÃ¼hlte sich immer irgendwie unangreifbar. Hier bei uns gibt es so etwas nicht, war ein beliebter Spruch. Nun, die RealitÃ¤t kommt manchmal mit einem erbarmungslosen Knall und dann reiÃŸen alle die Augen auf und sind vÃ¶llig verwirrt, das sie selber plÃ¶tzlich Mittelpunkt einer Mord- oder Vergewaltigungs-, Betrugs- oder Katastrophenserie sind. Hier drauÃŸen im Vorort â€žGreen Dayâ€œ, ein Viertel fÃ¼r die etwas besser Verdienenden, war so etwas undenkbar. Bis vor vier Monaten Milchmann Prims an einem frÃ¼hen Januarmorgen, es war so gegen fÃ¼nf, unter einem Schneehaufen die Leiche der Branning-Tochter fand. Die Brannings wohnten nur drei HÃ¤user weiter als die Marills und der Schock saÃŸ tief, nachdem klar wurde, das es kein Unfall war.
â€žDAD!â€œ
Mike schreckte hoch.
â€žDu sagst doch die Wahrheit, oder? Ich meine, sie mÃ¼ssen ihn doch irgendwann mal kriegen.â€œ
Lisa hatte ihre beste Freundin vor zwei Monaten verloren. Es war wieder der â€žWÃ¼rgerâ€œ, der die Leiche der kleinen Mia wie Abfall in einen Container vier StraÃŸen weiter stopfte.
Mike schaute ihr tief in die Augen und musste sich selbst belÃ¼gen, als er sagte â€žnatÃ¼rlich, Kleine, das dauert nicht mehr lange.â€œ
Als Lisa aus dem Wagen hÃ¼pfte und in den Garten hinter das Haus zu ihrer Geburtstagsparty lief, schaute Mike die StraÃŸe entlang. Es war mehr ein misstrauischer Kontrollblick, wÃ¤hrend er seine eigene Sporttasche aus dem Kofferraum holte. Die meisten Nachbarn hatten sich zurÃ¼ckgezogen. Nicht nur von den Marills. Keiner traute mehr den anderen so richtig, denn solange der MÃ¶rder nicht gefasst wurde, war jeder verdÃ¤chtig. Gerade hier in â€žGreen Dayâ€œ, wo jeder jeden kannte, war die Tatsache, das der MÃ¶rder offensichtlich unter ihnen wohnte, ein psychologischer Albtraum. Einige sind, wo es mÃ¶glich war, vorÃ¼bergehend weg gezogen, haben ihre Familie in Sicherheit gebracht. Das konnte Mike sich nicht erlauben. Gerade erst war er in die neue Kanzlei gewechselt und hatte die ersten SteuerrechtsfÃ¤lle zu bearbeiten. Seine Frau konnte nicht weg, da sie vormittags eine alte Dame am anderen Ende der Hillside-Road zu betreuen hatte. Diese Aufgabe konnte und wollte sie nicht abgeben, sehr zu seinem UnverstÃ¤ndnis. Was hÃ¤tte er davon, wenn seine Mary oder Lisa (Tina passte nicht in das Opferprofil, sagte die Polizei) tot wÃ¤ren, die alte Schrulle aber noch weiter sabbernd in ihrem Rollstuhl auf der Veranda das Leben lebte, das sie eigentlich schon lÃ¤ngst auf natÃ¼rliche Weise hÃ¤tte beenden sollen. Entsetzt ertappte er sich dabei, als er ins Haus kam, das er der Alten den â€žWÃ¼rgerâ€œ an den Hals wÃ¼nschte. Verdammt, frÃ¶stelnd lief ihm ein Schauer Ã¼ber den RÃ¼cken, hoffentlich haben sie ihn bald.
â€žMary, wir sind da.â€œ
Vom hinteren Teil des Hauses mit dem Wohnzimmer und der Veranda konnte er Gemurmel vernehmen. Aha, die Party war schon im Gange. Es tat ihm irgendwie leid, dass Lisa nicht eine grÃ¶ÃŸere Feier bekam, aber beinahe alle Einladungen wurden ignoriert. Es kamen nur die Borders mit ihrem Sohn Frank, der sich leidenschaftlich in seine Kleine verliebt hatte (noch war es nicht so Ernst, so das Mike darÃ¼ber noch schmunzeln konnte). Und so weit ihn nicht sein GehÃ¶r tÃ¤uschte, waren auch die Carsons mit den ZwillingsmÃ¤dchen da. Die beiden verstanden sich blendend mit Lisa. Das reichte zwar fÃ¼r keine groÃŸe Feier, aber immerhin war damit Lisas Abend gerettet.
â€žIch weiÃŸ,â€œ Mary kam ihm entgegen mit einem Drink in der Hand. Er nahm sich das Glas Gin Tonic, setzte an, leerte es und reichte es ihr wieder zurÃ¼ck. Dann gab er ihr einen dicken Schmatz, griff ihr mit der freien Hand an den Po und sagte frech: "Hey, du scharfes Ding, du.â€œ
â€žHeeeh,â€œ sie schob die Hand weg, â€žnicht jetzt, dafÃ¼r ist vielleicht spÃ¤ter noch Zeit, du ebenso schar Teil. Wie war das Training?â€œ â€žOh, gut, die Jungs vom Team sind echt in Ordnung..â€œ Sie kniff ihm in de Schritt, zwinkerte ihm zu und verschwand hÃ¼ftschwingend wieder in den Garten.
Er blieb erst verdutzt stehen, sie hatte offensichtlich schon etwas mehr getrunken, sah sich schon im

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Schlafzimmer mit ihr bei leidenschaftlichen Spielchen heute Nacht, brachte vergnÃ¼gt die Sporttasche nach oben ins Bad und leerte die verschwitzte WÃ¤sche in den WÃ¤schekorb, wobei er das Shirt mit dem Aufdruck des Softball-Teams, bei dem er neuerdings einmal die Woche trainierte, sofort in die Trommel zu der anderen BuntwÃ¤sche stopfte.
Im Garten roch es nach einem leckeren Barbecue. Die Spareribs brutzelten auf dem Grill, das Flaschenbier war in einem kleinen Eisfass kÃ¼hl gestellt, Salate aus Kartoffeln, Gurken, Mais und Bohnen sammelten sich auf einen Beistelltisch und die Freunde der Familie standen frÃ¶hlich plaudernd mit Cocktails und Softdrinks in der Hand zwischen sich tummelnden Kindern. FÃ¼r einen Moment sah Mike eine kleine, perfekte Welt vor sich. Die roten und blauen Gartenlampen, die er am Vortag zwischen die BÃ¤ume aufhing, zeichneten in der untergehenden Sonne einige bunte Punkte auf den Rasen. Er
nahm sich ein Bud aus dem Fass, Ã¶ffnete es und begrÃ¼ÃŸte Samuel und Elvira Border. Sie war wie immer etwas Ã¼berschminkt, was durch das Farbenspiel seiner Krawatte aber wieder wettgemacht wurde. Es gesellten sich alle um den groÃŸen Gartentisch und lieÃŸen sich die Spezialburger und Ribs (mit einer merkwÃ¼rdig geheimen SoÃŸe) seines besten Freundes, Bill Carson, schmecken. FÃ¼r ein paar Stunden war jeglicher Gedanke an den Horror, der sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft abspielte, vergessen.
So gegen neun Uhr abends, die Kinder spielten oben im Haus, war es Samuel Border, der das GesprÃ¤ch wieder auf den â€žWÃ¼rgerâ€œ brachte. Alle waren schon etwas angetrunken und amÃ¼sierten sich gut, so wirkte sein Satz wie eine kalte Dusche.
â€žIch habe da so eine Theorie Ã¼ber den Wahnsinnigen.â€œ Sofort trat ihm Elvira an sein Bein, aber er hatte den Satz schon ausgesprochen. Das allgemein frÃ¶hliche Lachen verstummte, Mike sah sich als Gastgeber in der Pflicht, darauf zu antworten. Er schnaufte tief durch.
â€žSag an, Sam. Was fÃ¼r eine Theorie hast du, die nicht schon irgend jemand geÃ¤uÃŸert hÃ¤tte.â€œ
â€žIch meine..â€œ
â€žNicht so laut.â€œ Elvira fiel ihm ins Wort. â€žDie Kinder.â€œ
â€žIch meine,â€œ er strafte seine Frau mit einem Blitz aus geweiteten Pupillen (Mike vermutete, das er sich eine Line Koks gegÃ¶nnt hat) â€žwir liegen schon richtig mit unserem Verdacht, das es einer aus der Nachbarschaft sein muss. Aber wieso verdÃ¤chtigen wir nur, wenn die Antwort doch klar auf der Hand liegt.â€œ
Jetzt wurden alle hellhÃ¶rig. Das konnte interessant werden. Sam beugte sich nach vorne, sein Blick senkte sich theatralisch und im verschwÃ¶rerischen Tonfall setzte er fort: â€žEs fallen meiner Meinung nach alle FamilienvÃ¤ter aus, da der TÃ¤ter sonst Spuren hinterlassen wÃ¼rde. Ich meine, keine Frau ist so blÃ¶d, nicht zu merken, dass ein MÃ¶rder neben ihr schlÃ¤ft. Meine Elvi merkt ja schon, wenn ich nur daran denke, ihr den Kopf abzureiÃŸen.â€œ Er brÃ¼llte lautstark los, war sichtlich stolz auf seine witzige Art. Die kleinen SpucktrÃ¶pfchen, die dabei Ã¼ber die Schminke seiner Frau nieder gingen, machten die Situation nicht gerade angenehmer fÃ¼r sie.
â€žSam, du altes Arschlochâ€œ sagte Mike. â€žIch wusste, das du uns verarschen wolltest.â€œ
â€žNein,â€œ prustete er â€ždiesmal seid ihr mir auf den Leim gegangen.â€œ
Mike fiel auf, dass Bill nicht lachte.
â€žWas ist, Bill. Bist du der MÃ¶rder oder warum lachst du nicht.â€œ
Er ignorierte den Kommentar Mikes. â€žIch glaube, Sam hat diesmal gar nicht so unrecht.â€œ
Sofort verschluckte Sam sein Lachen und riss die Augen unglÃ¤ubig auf. â€žWas? He, das war SpaÃŸ.â€œ
â€žVielleicht, aber ich denke, er ist wirklich ein EinzelgÃ¤nger. Und davon haben wir hier nur zwei.â€œ
Bill lieÃŸ den Blick Ã¼ber die Gesichter seiner Freunde gleiten. Er nahm einen weiteren Schluck Bier (sein fÃ¼nftes und damit war er der Loser, was den Konsum anging) und setzte fort: â€žJa, genau. Jetzt schaut ihr. Darauf hÃ¤tten wir auch frÃ¼her kommen kÃ¶nnen.â€œ
â€žOk,â€œ Mike stand auf und blickte in das Dunkel des Waldes hinter dem Garten, â€ždu sagst, es sind zwei Mir fÃ¤llt da nur der alte Clayton ein.â€œ
â€žGenau.â€œ Sam kam wieder auf den Boden der Tatsachen zurÃ¼ck. â€žAber der kommt ohne seinen KrÃ¼ckstock nicht allzu weit rum. Der scheidet aus.â€œ
Bill stand nun auch auf, leerte seine Flasche. â€žUnd wer bleibt dann noch?â€œ
Ein Schweigen sagte ihm, das er es aussprechen sollte. â€žJa, der komische Bernard, drÃ¼ben am Sideway Drive.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Mike fuhr herum. â€žSag mal, denkst du nicht, das die Polizei da schon lÃ¤ngst draufgekommen ist. Ich weiÃŸ zufÃ¤llig, das der Kerl nun schon drei mal verhÃ¶rt worden ist. Sie haben sein Haus mehrmals auseinander genommen. Nichts. Gar nichts.â€œ
Bill lieÃŸ sich nicht beirren. â€žNun, vielleicht hat die Polizei nichts gefunden, aber ich bin mir sicher, dass er es ist.â€œ
Sam stutzte â€žund warum bist du so sicher, das er es ist?â€œ Er konnte ein gelangweiltes GÃ¤hnen nicht unterdrÃ¼cken. Mike wollte Bill schon fÃ¼r sturzbetrunken erklÃ¤ren, als dieser sagte: â€žNun, er ist der Einzige, der keinen von uns jemals zu sich eingeladen hat. Mike, du warst schon in jedem Haus in diesem Viertel zu Gast und wohnst erst seit zwei Jahren hier. Ich war schon Ã¼berall eingeladen. Sam?â€œ Sam nickte nur. â€žGenau, auch er war, obwohl er manchmal etwas merkwÃ¼rdig ist, Ã¼berall. Alle hier sind sich vertraut, nur einer meidet uns.â€œ
Mike musste sich setzen. Irgendetwas in ihm sagte, das Bill durchaus Recht haben kÃ¶nnte. Abgesehen davon, das dieser Bernard keinen Kontakt wÃ¼nschte, machte er jeden Tag einen Spaziergang durch das Viertel und grÃ¼ÃŸte niemanden. Vielleicht sucht er sich ja seine Opfer dabei aus? Mary ergriff das Wort: â€žIch meine, es gibt nur eine MÃ¶glichkeit, die Wahrheit heraus zu finden.â€œ Sie wÃ¼rde das niemals so von sich geben, wenn sie nicht schon ein paar Drinks intus hÃ¤tte. â€žGeht zu ihm und prÃ¼gelt ihm die Wahrheit raus. Prost.â€œ Sie lachte los und erwartete, das die anderen ihrem nicht so ernstgemeinten Spruch zustimmten, doch die MÃ¤nner sahen sich nur an und plÃ¶tzlich wurden sie zu einer Gemeinschaft, die ein Geheimnis aufzudecken hatte.
â€žWer kommt mit?â€œ Mike stellte seine Flasche ab und machte Anstalten, aufzubrechen.
â€žIch. Ich komme mit.â€œ Bill sah zu seiner Frau, die ihm einen bewundernden Blick zuwarf. Sam brauchte seine Elvira gar nicht erst zu fragen. Sie wÃ¼rde am liebsten selbst mitkommen. â€žNa klar. Hauen wir dem ollen Bernard seine Visage in StÃ¼cke. Dieses Arschloch wird sich wÃ¼nschen, niemals geboren worden zu sein. Schluss mit dem WÃ¼rger.â€œ
â€žAlles klar,â€œ Mike ging ins Haus, â€žich muss noch schnell pissen, dann kann es losgehen.â€œ
Auf der Treppe hÃ¶rte er die Kinder toben. Als er fast ganz oben war, kam ihm die ganze Horde, angefÃ¼hrt von Lisa, entgegen gerannt. Sie wollten sich an ihm vorbei drÃ¤ngeln, aber Mike hielt seine Tochter am Arm fest. Sie wedelte mit den HÃ¤nden vor ihrer Nase, â€žPuh, Dad, du stinkst nach Alkohol.â€œ Die Zwillinge und der Junge kicherten und liefen nach unten.
â€žSag mal, du Frechdachs, wo ist eigentlich deine kleine Schwester?â€œ
â€žOh,â€œ sie versuchte, angestrengt nachdenkend zu wirken, â€žirgendwo hier oben.â€œ
Er lieÃŸ sie los und ging ins Bad. Die Blase drÃ¼ckte unangenehm. Die Melodie â€žHey youâ€œ summend Ã¶ffnete er die TÃ¼r und erstarrte. Das Licht war schon an. Irgendwo im Hintergrund konnte er die ungeduldigen Rufe seiner Kumpels hÃ¶ren.
â€žHey, Mike, nimm doch ne Binde deiner Frau.â€œ Sam wurde wie immer, wenn er zuviel getrunken hatte, ausfallend. â€žOder, ne Windel deiner Tochter. Hahaha. He, Mike. Komm schon.â€œ
â€žWir warten vor der TÃ¼r.â€œ Das war Bill. â€žKomm, schon, du SÃ¤ufer.â€œ Mike hÃ¶rte, wie F singenden Sam nach drauÃŸen zog. Sie lachten.
Vor Mike stand die Waschmaschine. Vor der Waschmaschine stand seine kleine Tochter Tina. Sie hatte sich offensichtlich hier alleine umgesehen und in der Trommel gewÃ¼hlt. Dabei muss sie sein Shirt vom Training rausgezogen haben. Mit groÃŸen Augen und ihm entgegen gestreckten Armen flehte sie frÃ¶hlich ihren Dad an, er solle sie hochheben. Sie hatte das Shirt angezogen und zupfte daran.
â€žDaddy, T-Shirt.â€œ Tina lachte. â€žSchÃ¶nes Daddy T-Shirt.â€œ
Auf dem Shirt war quer Ã¼ber den Aufdruck seines Teams eine riesige dunkelrote Blutspur. Ãœber und Ã¼ber war der Rest des Shirts mit dicken Spritzern in Rot bedeckt. Tina hatte darin gewÃ¼hlt. Auch ihre HÃ¤nde waren voller Blut.
Entsetzt wich er einen Schritt zurÃ¼ck. Wessen Blut war das? Wie kam es auf sein Shirt? Er hatte doch Training und beim Softball gab es niemals ernste UnfÃ¤lle. Tina kam ihm mit ihren roten HÃ¤nden hinterher.
â€žDaddy, hochheben.â€œ
â€žEs ist nicht dein Blut.â€œ Er fuhr herum. Wer war das? Aber er sah nur sein Gesicht im Badspiegel.
â€žHallo?â€œ Panisch drehte er sich im Kreis. â€žHallo?â€œ Ihm wurde schwindlig. Da stoppte er s Drehbewegung vor dem Spiegel und sah, wie das Gesicht (sein Gesicht) zu einer verzerrten Fratze

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wurde. Das Spiegelbild sprach mit ihm. Was sollte das?
â€žEs ist das Blut Dorothy Myes. Du hast sie heute getÃ¶tet und du hast nicht viel Zeit. Also, pass auf.â€œ
Er wich vor der entstellten Grimasse zurÃ¼ck, fasste sich dabei unbewusst an die Lippen.
â€žZieh ihr das T-Shirt ausâ€œ befahl ihm das Gesicht.
PlÃ¶tzlich sah er im Spiegel hinter der Fratze, wie er heute der hÃ¼bschen Dorothy aufgelauert hatte, wÃ¤hrend seine Frau glaubte, er sei im Training. Er sah, wie sie sich zu wehren versuchte, als er sie erwÃ¼rgen wollte. Sie kam ihm aus. Er musste sie stoppen. Er lief ihr hinterher. Ein Messer. Aus seiner Tasche. Er holte sie ein. Sie schrie um Hilfe, aber zu spÃ¤t. Er stach zu. Und stach, und stach, und stach.
â€žZieh ihr das T-Shirt aus.â€œ Das Bild erstarrte und verflog. Er sah in sein? Gesicht, es zischte â€žLos.â€œ
BetÃ¤ubt gehorchte er und zog Tina das Shirt vorsichtig Ã¼ber den Kopf.
â€žAb damit in die Waschmaschine und einschalten. Wasch ihr die HÃ¤nde. Los.â€œ
Als er die Maschine einschaltete und gerade das Blut von den HÃ¤nden seiner Tochter wusch, fiel ihm eine VerÃ¤nderung an seinem Spiegelbild auf. Es wurde freundlicher. Es wurde wieder so, wie er es kannte.
â€žDu wirst, sobald du das Badezimmer verlassen hast, keine Erinnerung mehr an das hier haben.â€œ Das Gesicht lÃ¤chelte jetzt sanft und hielt den Kopf leicht schrÃ¤g. â€žIch und du, wir werden noch sehr viel SpaÃŸ haben. Aber du darfst niemals dein Training vernachlÃ¤ssigen. Wir wollen doch nicht aus der Ãœbung kommen.â€œ Mit einem Mal riss es die Augen auf und kam nach vorne. Er konnte regelrecht den Atem seines Konterfeis spÃ¼ren. War er das noch selbst? â€žUnd du willst doch nicht, das deiner Familie etwas zustÃ¶ÃŸtâ€œ zischte sein Gesicht ihn an. Mit einem Grinsen wurde es wieder zu seinem Ebenbild. Er sah sich um, alles war vÃ¶llig normal.
â€žDaddy, Tina mÃ¼de.â€œ Da fiel ihm auf, das seine Tochter nichts von alldem mitbekommen hatte. Er war verwirrt. War er das selbst im Spiegel. War er der WÃ¼rger? Er setzte Tina ab und sagte ihr, sie solle zu seiner Mutter nach unten
gehen. Es dauerte zwei Minuten, als Bill und Sam in der BadezimmertÃ¼r auftauchten.
â€žHe, Mike, was ist los? Wollten wir nicht dem alten Bernard einen Besuch abstatten?â€œ
Mike saÃŸ auf einem Stuhl und starrte in die sich drehende Waschmaschinentrommel. Erst ein Schlag Bills an seinen Oberarm holte ihn zurÃ¼ck.
â€žJa?â€œ
Bill war nun offensichtlich auch in der richtigen Stimmung. â€žAuf gehtâ€™s.â€œ Er zog Mike hoch. â€žLo groÃŸer Mann. Wir brauchen einen AnfÃ¼hrer.â€œ Sie schleppten Mike gemeinsam runter und raus auf die StraÃŸe. Mary lief ihm hinterher, sie war nun doch sturzbetrunken, torkelte und rief â€žLos, Mike, mach den WÃ¼rger alle. Du bist mein Mann. Du bist unser Mann.â€œ
Sam und Bill flankierten ihn, klopften ihm auf die Schulter. â€žLos, Mike, wir zeigen dem Typen, was es heiÃŸt, unschuldige Frauen und Kinder zu ermorden. Diesen Abend wird er so schnell nicht vergessen.â€œ
Mike Marill sah in die Augen seiner Freunde, sah, das sie ihn brauchten (er war ihr Mann) und legte ein LÃ¤cheln auf die Lippen: â€žOh ja, wir schnappen uns jetzt den WÃ¼rger.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Sammlung

Die Schaufel rammte durch die weiche, frische Erde und wurde, begleitet von einem hohlen, tiefen â€žBummâ€œ, abrupt gestoppt. Von weiter Ferne verkÃ¼ndete, gedÃ¤mpft durch Nebelschwaden, das Schlagen einer Kirchturmglocke die elfte Stunde. Ethan Peabody klopfte ein paar mal mit der Schaufel in das kleine Loch am Grund der Grube, streckte den mÃ¼den RÃ¼cken, lieÃŸ sich auf die Knie fallen und grub mit den HÃ¤nden weiter. Der SchweiÃŸ lief ihm Ã¼ber Stirn und Nase, das graue, wellige Haar fiel ihm in die Augen. Das Licht der Taschenlampe, die er oben am Rand des Grabes drapiert hatte, nÃ¼tzte hier, sechs FuÃŸ tiefer, nichts mehr. Erhellt wurde der Deckel des Sarges, den er freilegte, einzig und allein von dem Mond, der sich zwischen den Fetzen aus feuchter, gebundener Nachtluft zeigte. Der Strahl der Taschenlampe fiel auf den schlichten, halb umgekippten Grabstein, der von der Frau berichtete, nach der Ethan grub. Seiner Frau, der Person, mit der er fast sein ganzes Leben geteilt hatte.

Abigail Peabody war vorgestern im Mooreland Sanatorium verstorben. Die Nachricht, die Ethan einen Tag spÃ¤ter erreichte, berichtete schlicht von einem natÃ¼rlichen Tod im Schlaf. Die Anstalt teilte sein Ã¤uÃŸerstes Bedauern mit, unterzeichnet wurde es in krickeliger Ã„rzteschrift, die sich nur durch den Aufdruck darunter identifizieren lieÃŸ: Prof. Dr. Christopher Lord, Leiter der Anstalt. Des weiteren wurde Ethan darÃ¼ber in Kenntnis gesetzt, das die Leiche seiner Frau unverzÃ¼glich auf dem Privatfriedhof des Sanatoriums beigesetzt werden sollte. Es dauerte keine dreiÃŸig Sekunden, da hÃ¤mmerte er die Nummer der Anstalt in die Tastatur des Telefons, wurde aber von der SekretÃ¤rin Christopher Lords darauf hingewiesen, das es nicht mÃ¶glich sei, so ohne weiteres den Professor zu sprechen. Ethan pochte auf einen Termin, noch vor der Beisetzung, aber auch dies sei nicht mÃ¶glich, sagte die freundliche Stimme. Sie drÃ¼cke ebenfalls ihr Bedauern aus, doch der Professor werde erst in der nÃ¤chsten Woche KapazitÃ¤ten fÃ¼r ein GesprÃ¤ch frei haben. Ethan lehnte eine Terminvereinbarung ab und unterlieÃŸ auch nicht, der SekretÃ¤rin mitzuteilen, wo sie und ihr Professor sich die Termine hin stecken kÃ¶nnten. Von Derwish nach Mooreland waren es, bei gutem Verkehr, etwa acht Stunden mit dem Auto. Er schaffte es in sechs, kam abends nach 19.00 Uhr an und stand vor dem groÃŸen verschlossenen Tor. Der PfÃ¶rtner wies ebenso freundlich wie die SekretÃ¤rin, dennoch bestimmt, darauf hin, das die Besuchszeiten bis 18.00 Uhr gehen und er doch morgen frÃ¼h um 9.00 Uhr wieder kommen solle. Es wÃ¼rde nicht mal der Papst einen Einlass um diese Zeit bekommen, und damit und mit der Hand an einem Schlagstock verabschiedete sich der PfÃ¶rtner und ignorierte Ethan, der wÃ¼tend Ã¼ber den Zaun schrie.

Der PfÃ¶rtner lieÃŸ gegen 22.00 Uhr, bei der AblÃ¶sung, im Bericht stehen, dass ein gewisser Ethan Peabody von 19.03 Uhr bis 19.19 Uhr vor der TÃ¼r stand, aber einen nicht sonderlich gefÃ¤hrlichen Eindruck machte, woraufhin der Angestellte von polizeilichen oder anstaltsbestimmten MaÃŸnahmen absah.

Um 22.30 Uhr schlich sich Ethan durch eine LÃ¼cke im GebÃ¼sch auf der RÃ¼ckseite des Sanatoriums zum Friedhof und begann damit, das Grab seiner Frau freizulegen. Er musste sich selbst davon Ã¼berzeugen, was wirklich geschehen war. Der Bericht bedeutete nichts weiter als eine groÃŸe LÃ¼ge fÃ¼r ihn. Seine Frau erfreute sich bester Gesundheit. Bis auf die Tatsache, das Abigail eine notorische Brandstifterin war, was ihr letztendlich dank Richter Franklin, verflucht sei dieser Hurensohn, den Aufenthalt im Mooreland einbrachte, war sie unerschÃ¼tterlich gesund. NatÃ¼rlicher Tod, pah, dachte sich Ethan, als der halbe Sarg frei lag, ich werde rausfinden, was ihr Bastarde mit ihr angestellt habt. Verflucht seid ihr alle, vor allen Dingen Franklin und Lord. Ich kriege euch alle dran, und ihr werdet vor mir knien und euch wÃ¼nschen, niemals den Zorn von Ethan Peabody entfacht zu haben.

Wutentbrannt riss er die letzten Erdklumpen von dem schlichten Holz und stellte sich breitbeinig Ã¼ber den Sarg. Er griff nach der Schaufel, setzte sie als Brecheisen an und bog den Deckel auf. Das laute Knirschen und ReiÃŸen lieÃŸ einige VÃ¶gel aus ihrem Schlaf schrecken. Sie und anderes Getier entfachten einen empÃ¶rten Chor aus Pfeifen, Jaulen und Grummeln. Ethan hielt die Luft an und starrte zum alten GebÃ¤ude hinÃ¼ber. Einige Fenster, bestimmte GÃ¤nge und das Treppenhaus, waren erleuchtet so wie zuvor, aber es rÃ¼hrte sich sonst nichts. Er horchte, doch bis auf einige Tiere, die sich einen anderen Schlafplatz suchten, war nichts darunter, was auf die Anwesenheit anderer

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Personen schlieÃŸen lies.
Die Schaufel legte er leise am Grubenrand ab und machte sich daran, den Deckel anzuheben. Er fluchte, als sich eine Wolke vor den Mond schob. So konnte er keine Konturen erkennen. Irgendwie sah das Innere des Sarges zu gleichfÃ¶rmig aus. Er packte sich die Taschenlampe und leuchtete in das Loch. Leer. In der Erwartung, seine tote Frau und vor allen Dingen an ihr irgendwelche Wunden oder Ã¤hnliches zu entdecken, verschlug es ihm den Atem. Entsetzt richtete er die Lampe noch mal auf den Grabstein.
â€žAbigail Peabodyâ€œ flÃ¼sterte er den Namen auf dem Stein, â€žverdammt, was soll das?â€œ
Da fielen ihm das paar weiÃŸe Schuhe links vom Grabstein auf. Im selben Moment hÃ¶rte er hinter sich â€žGuten Abend, Mr. Peabody. Ist es nicht zu anstrengend, auf seine alten Tage noch so tiefe LÃ¶cher zu graben?â€œ Er fuhr herum und leuchtete der Stimme ins Gesicht: Professor Lord stand in Trenchcoat, der den Arztkittel nur zum Teil verbarg, Ã¼ber ihm. Daneben war der PfÃ¶rtner, jetzt in Zivil. â€žMr. Higgins?â€œ Der Professor sprach zu dem dritten Mann in den weiÃŸen Schuhen hinter ihm. Ethan wollte gerade ansetzen, Lord mit der Schaufel die Beine zu brechen, als er von einem Gegenstand hart am Hinterkopf getroffen wurde. Dunkelheit umfing seine Sinne. Er fiel vornÃ¼ber und nur um ein Haar wÃ¤re er mit dem Gesicht auf dem Rand der Grube gelandet.
â€žHiggins. Beinahe hÃ¤tten sie sein Gesicht verletzt. Sind sie noch bei Trost?â€œ Der Professor war auÃŸ sich. â€žSchafft ihn raus da. Und seid um Himmels Willen vorsichtig.â€œ
Der Trenchcoat flatterte wie ein Segel hinter Christopher Lord, als er sich abwendete. Die kleinen Nebelschwaden, die Ã¼ber den feuchten und warmen Boden krochen, machten wirbelnd Platz. Er war schon einige Schritte entfernt, als ihm noch was einfiel.
â€žUnd schaufelt das verdammte Loch wieder zu. Noch so ein Vorfall und wir sind alle dran.â€œ
Higgins und der PfÃ¶rtner machten keine Anstalten, die Worte des Professors in Frage zu stellen. Sie wussten um ihr GlÃ¼ck, Ethan Peabody gerade noch erwischt zu haben.
Ethan blinzelte. Er sah nach oben, sah den Mond, der voll und leuchtend am Himmel stand. Er saÃŸ auf einer alten Bank aus dunkler Eiche. Die SitzflÃ¤che war weich und warm. Ein angenehmes GefÃ¼hl. Es war Nacht, wie spÃ¤t, konnte er nur am Mond abschÃ¤tzen. Es muss nach Mitternacht sein. Er versuchte, aufzustehen, als er bemerkte, das er sich nicht bewegen konnte. Seine Glieder und sein Leib waren schlaff. Er hatte das GefÃ¼hl einer BetÃ¤ubung wie in einem Alptraum, in dem man versucht, vor etwas zu fliehen, aber nicht kann. Ein Traum. Ist das hier ein Traum? Die Bank und das feuchte Gras unter seinen nackten FuÃŸsohlen konnte er fÃ¼hlen, also war er nicht gelÃ¤hmt, nur irgendwie bewegungsunfÃ¤hig. Ach ja, wo waren seine Schuhe? Er sah an sich hinab und stellte fest, das er vollkommen nackt, ungefesselt, bewegungsunfÃ¤hig (bis auf den Kopf) auf einer Bank am Rande eines Sees saÃŸ.
Das musste ein Traum sein. Er schloss die Augen, versuchte seine Arme oder Beine zu bewegen. Es war genauso wie in diesen AlptrÃ¤umen. Man hat das GefÃ¼hl, unendlich langsam und vÃ¶llig schutzlos ausgeliefert zu sein. Ok, ein Traum also. Aber wo war er? Er erkannte nichts an diesem Ort. Der See schlug kleine Wellen Ã¼ber die Kieselsteine des Ufers. Sein linker FuÃŸ wurde ab und zu von dem kalten Wasser an den Zehen berÃ¼hrt. Es war durch und durch schwarz. Aber kein Wasser war schwarz. Das muss eine Vorstellung seines Gehirns sein. Was war das? Er bemerkte, wie sich von links leise etwas Ã¼ber den See bewegte. Ein Schatten schob sich durch die Nebelschwaden, die ruhig, beleuchtet von diffusem Licht des Mondes, Ã¼ber das Wasser zogen. Ein Schwan. Ein schwarzer Schwan. UnglÃ¤ubig beobachtete Ethan das wunderschÃ¶ne Tier. Er hatte gehÃ¶rt von schwarzen SchwÃ¤nen, aber noch nie so ein Tier gesehen. Die Anmut des gebogenen Halses, das sanfte, gleichmÃ¤ÃŸige Federkleid. Er verlor sich in der SchÃ¶nheit des Tieres.
Von rechts kam ein weiterer schwarzer Schwan angeschwommen. Sie glitten sanft, ohne Eile, Ã¼ber das Wasser auf ihn zu. Die Luft roch nach feuchtem, vollem Gras, vermischt mit dem Duft von verlorener Hoffnung. Ethan genoss den Traum und fÃ¼rchtete ihn. Es frÃ¶stelte ihn und gleichzeitig war ihm warm. Verwirrte Sinne machten ihm Angst.
â€žWir grÃ¼ÃŸen dich, alter Mann.â€œ
Er registrierte erst ein paar Momente spÃ¤ter, das der Schwan zu seiner Linken zu ihm sprach.
â€žDu brauchst vor uns keine Angst zu haben. Mein Name ist Caree.â€œ
â€žUnd mein Name ist Curee. Auch ich grÃ¼ÃŸe dichâ€œ sagte der andere, kohlschwarze Schwan. â€žWir s das Leben und der Tod. Du wirst dich entscheiden mÃ¼ssen. Aber bevor es so weit ist, mÃ¶chte noch

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

jemand mit dir sprechen.â€œ
Ethan nahm es einfach so hin, das die SchwÃ¤ne mit ihm sprachen. Der Nebel hinter den SchwÃ¤nen teilte sich und ein kleines, uraltes Boot kam, leicht in SchrÃ¤glage, langsam auf ihn zu. Er lÃ¤chelte. Abigail saÃŸ darin. Sie hatte ein schwarzes, zerfetztes Kleid an, aber die weiÃŸen, langen, glatten Haare machten ihr Erscheinen so schÃ¶n, wie er sie seit eh und je kannte.
â€žAbigail, wie schÃ¶n dich zu sehen. Aber du bist doch tot?â€œ
Sie sah in aus sanften, liebenden Augen an. Er wollte zu ihr gehen, doch sein KÃ¶rper lieÃŸ ihn nicht. Langsam hatte er das GefÃ¼hl, das dieser Traum nicht schÃ¶n enden wÃ¼rde. Das Boot stoppte, sie sah ihn unvermindert an, aber sagte kein Wort.
â€žAbigail,â€œ Ethan wurde unruhig, â€žsag doch was. Sag mir die Wahrheit, bist du tot?â€œ
Sie nickte, langsam und scheinbar undeutlich, doch er sah in ihren Augen, das sie ihm zustimmte. Ihr zufriedener Blick machte ihm Angst.
â€žUnd sag mir, wie bist du gestorben?â€œ
Keine Reaktion. Ihre Augen begannen, zwischen den SchwÃ¤nen hin und her zu wandern. Caree und Curee ergriffen das Wort.
â€žVielleicht ist sie noch nicht so ganz tot?â€œ
â€žJa.â€œ Curee grinste!! â€žVielleicht ist das Sterben Abigails noch nicht vorbei?â€œ
Ethan wollte hoch. Mit schier unmenschlichen Anstrengungen gingen vereinzelt Zuckungen durch seinen KÃ¶rper. TrÃ¤nen schossen ihm aus den Augenwinkeln.
â€žAber, aber, wir wollen doch nicht, das du deinem schÃ¶nen KÃ¶rper Schaden zufÃ¼gst.â€œ Abigail sprach zu ihm, aber es war nicht ihre Stimme. Diese Worte kamen aus ihrem Mund, doch sie klangen wie ein Chor aus tiefen, toten MÃ¤ulern. Mit jedem Wort fuhr ihm ein Stich, unendlich schmerzhaft, durch den Kopf. Ethan schrie auf.
â€žHÃ¶r auf, sag nichts mehr.â€œ
Die SchwÃ¤ne schlugen mit ihren FlÃ¼geln. Der Mond versank hinter einer Wolkenbank. Er sah bewegungsunfÃ¤hig, wie der Person, die Abigail sein sollte, das Haar in feinen StrÃ¤hnen vom Kopf fiel und wie Tang Ã¼ber das Wasser davon trieb. Die Haut wurde durch den Wind der FlÃ¼gel brÃ¼chig und zerstaubte. Ãœbrig blieb der kahle SchÃ¤del, aus den AugenhÃ¶hlen waren kleine blaue FeuersÃ¤ulen zu erkennen. Eine Knochenhand fuhr der Gestalt auf den RÃ¼cken und zog eine Kapuze Ã¼ber das Antlitz. Ethan konnte nur zusehen, nichts tun. Er wÃ¼nschte sich, endlich aufwachen zu kÃ¶nnen. Er schloss die Augen, als die Gestalt mit der Knochenhand eine Bewegung machte. Tief in seinem Kopf hÃ¶rte er wieder die Stimme.
â€žEthan, ich weiÃŸ, das du dich fÃ¼rchtest. Ich weiÃŸ, das du endlich erwachen mÃ¶chtest. Ich kann dir den Wunsch erfÃ¼llen. MÃ¶chtest du erwachen, so zeige auf Curee. Sie ist der Tod und ermÃ¶glicht dir ein Leben bis zu einem natÃ¼rlichen Ende. Wenn du allerdings mit Abigail wieder vereint sein mÃ¶chtest, dann richte deinen Kopf auf Caree. Er ist das Leben und du weiÃŸt, das Abigail nicht tot ist. Sie wartet auf dich, Ethan. Sie mÃ¶chte mit dir das ewige Leben teilen.â€œ
Ethan wand sich vor Schmerz und brÃ¼llte â€žwas soll das? Das ist ein Traum. Deine Versprechungen kannst du nicht halten. Abigail ist tot. Hier wie auch im wirklichen Leben. Lass mich zufrieden. Ich werde nichts dergleichen tun. Ich werde nicht zwischen Leben, der Tod verspricht, und Tod, der Leben verspricht, wÃ¤hlen. Dazu kannst du mich nicht zwingen.â€œ
â€žEthan.â€œ Er riss die Augen auf. Der ganze See war von einem blauen, flammenden Licht erhellt. Die Stimme, die nach ihm rief, war wirklich Abigail. Er sah, wie die Gestalt auf dem Boot zur Seemitte deutete. Da stand sie. So wie er sie in Erinnerung hatte und zuletzt sah. In ihrer blauen Anstaltskluft stand sie auf einer kleinen Insel inmitten im See. Hinter ihr waren ganze Horden von menschlichen Statuen wirr angeordnet. Die blauen Flammen brachen sich in den feinen, fast bis zur Perfektion getriebenen Linien und Ausarbeitungen der Kunstwerke.
â€žEthan.â€œ Ihre sanfte, liebliche Stimme war zuviel fÃ¼r ihn. â€žMÃ¶chtest du nicht mit mir sein. MÃ¶chtest du nicht, das wir wieder vereint sind. Ethan, entscheide dich fÃ¼r das Leben. Entscheide dich fÃ¼r mich. FÃ¼r unssssssss.â€œ Der Klang ihrer Worte verlor sich in der verdunkelnden Umgebung. Ein paar Augenblicke spÃ¤ter war die Insel in Finsternis getaucht. Die Gestalt auf dem Boot stand auf, stieg in das seichte Wasser und kam auf ihn zu.
â€žNun, Ethan, entscheide dich. Du hast sie gehÃ¶rt.â€œ Die Stimme war unendlich tief und langsam, wie aus dunklem, unergrÃ¼ndlichem Wahnsinn geboren. Die Gestalt stieg aus den Wogen des Sees.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žEntscheide dich, Ethan, entscheide dich. WÃ¤hle weise, fÃ¼r oder gegen uns.â€œ
Ethan deutete auf Caree. â€žNun gut, eine weise Wahlâ€œ sagte das Ding unter den schwarzen Lumpen und streckte Ethan eine Knochenhand entgegen. â€žLas uns nun rÃ¼ber gehen.â€œ
Ethan Peabody durfte sich wieder bewegen und nahm die Hand der Gestalt. Sie war kalt und griff ihm fest um das Gelenk. Der Knochenmann fÃ¼hrte den Alten auf das Boot und sie machten sich auf den Weg zu Abigail. Ethan war glÃ¼cklich. Ein schÃ¶ner Traum.
Christopher Lord Ã¶ffnete das Fenster zu seinem BÃ¼ro und roch den Morgentau, dessen geschlossene feuchte Decke der Landschaft vor ihm ein glÃ¤nzendes, von der aufgehenden Sonne gespeistes, Antlitz verlieh. Er warf einen Blick zum Friedhof. Seine Anweisungen wurden zu seiner Zufriedenheit ausgefÃ¼hrt. Das Loch des irren Mr. Peabody war wieder geschlossen. Gut so. Niemand durfte hinter das Geheimnis der Anstalt kommen. Pech fÃ¼r Peabody, gut fÃ¼r Lord und alle anderen hier im Haus. Er sah auf die Wiese vor ihm und auf den kleinen See, ungefÃ¤hr 150 Meter hinter dem altehrwÃ¼rdigen Mooreland Sanatorium. Der See glitzerte trotz seines schwarzen Wasser wunderschÃ¶n in der, Ã¼ber die HÃ¼gelkette, kriechenden Sonne. Die kleine Insel in der Mitte des Sees lag noch im Schatten, aber er konnte deutlich die vielen Statuen auf dem Eiland erkennen. Zum GlÃ¼ck musste er nicht in ihre Augen schauen. Zwischen den Gebilden wanderte eine Gestalt hin und her. Mal drehte sie eine der Statuen, arrangierte ganze Gruppen um, trug eine von hier nach dort, stemmte die knochigen Arme in den schwarzen Umhang und kratzte sich an der Kapuze. Lord hatte das GefÃ¼hl, das Wesen sei zu beschÃ¤ftigt, um zu spÃ¼ren, das er sie bei ihrem seltsamen Treiben auf der kleinen Insel beobachtete. PlÃ¶tzlich drehte sich die Gestalt zu ihm und winkte ihm zu. Er erstarrte, in seinem Kopf hÃ¶rte er die Nadeln der Stimme des Wesens um sich stechend kreischen: â€žGuten Tag, Mr. Lord, wie wÃ¤re es, wenn ich, sagen wir mal, in drei Tagen spÃ¤testenssss,â€œ Lord musste sich am Fenstersims festhalten, um von der Stimme nicht umgerissen zu werden, â€žmeiner kleinen Sammlung hier eine neue Errungenschaft hinzufÃ¼gen kÃ¶nnte. Wie wÃ¤re es diesmal mit IHNEN.â€œ Lord schrie auf. â€žNein? Nun, dann bin ich gespannt, welch schÃ¶nes Exemplar ich diesmal auf der Eichenbank vorfinden werde. Unversehrrrrt!!â€œ
Die Stimme lies ihn los, zusammenbrechen. Die Gestalt machte sich wieder daran, seine Sammlung zu begutachten. Der Professor wÃ¼rde sich erholen und ihm ein weiteres, hÃ¼bsches Exemplar liefern. Die Gestalt war zufrieden. Sie liebte diese Sammlung, aber was war das? Oh je, eine seiner Figuren stand im falschen Licht. Nicht schÃ¶n, nicht schÃ¶n.
Die Gestalt drehte die Statue in die Sonne.
Die Augen der Statue blinzelten und warfen einen verÃ¤ngstigten, wirren Blick um sich.
â€žOh, gut,â€œ sagte die Gestalt â€žwillkommen in meiner Sammlung, Mr. Peabody. Wie ihnen sicher auffÃ¤llt sind sie noch am Leben und durch die Gegebenheit, das sie sich nicht mehr bewegen kÃ¶nnen, werden wir zusammen eine schÃ¶ne lange Zeit miteinander verbringen. Jaaaa, endlosssss sogarrrrrr.â€œ
Ethans Augen waren starr aufgerissen. Er begriff. Der Traum war vorbei. War es ein Traum?
Im Augenwinkel konnte er eine weitere Statue mit weinenden Augen erkennen.
Abigail.
Sie waren wieder vereint.
FÃ¼r immer und ewig.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Monster im Schrank

FÃ¼r meine Tochter:

Mitten in dem kleinen Dorf Frasdorf erlebte die zehnjÃ¤hrige Sara eine sehr seltsame Geschichte. Dabei ging es nicht um Feen, Hexen oder Zauberer. Nein, die sind ja auch nur Fantasiegestalten. Was Sara erlebte, passt zwar auch in MÃ¤rchen, oder noch besser in Gruselgeschichten, nur mit dem Unterschied, das es die Wahrheit war und jedem geschehen konnte.
Es war an einem Wochenende im MÃ¤rz, der Schnee lag wie Beton im Tal vor den Bergen, in dessen Mitte das kleine Dorf stand. Sara besuchte wie fast jedes Wochenende ihren Papa Christian und seine Freundin Kathrin. Sie holten sie immer am Samstag ab, sie blieb eine Nacht (Sara hatte ihr eigenes Zimmer, was cool war, da sie damit zwei Kinderzimmer mit Spielsachen voll stopfen konnte) und am Sonntag ging es nachmittags wieder nach Hause zu ihrer Mama. FÃ¼r Sara waren die Besuche so etwas wie kleine Erholungsferien. Sie genoss es, einmal die Woche so richtig ausschlafen zu kÃ¶nnen. Meistens blieb sie am Sonntag bis mittags im Bett. Das war ok so, sagte ihr Papa. Sie soll sich ruhig ausruhen. Er meinte, die Kinder heutzutage hÃ¤tten schon genug Stress. Sie wusste zwar nicht genau, was Stress war (wahrscheinlich dieses kribbelige GefÃ¼hl, alles auf einmal tun zu mÃ¼ssen und doch nichts zu schaffen), aber sie liebte die Ruhe in dem Dorf.
An diesem Wochenende war nichts besonderes angesagt. Fabio, ihr Kumpel (ein kleiner Italiener in ihrem Alter) aus dem Dorf, wollte noch vorbei schauen. Ach, er war immer so faul. Es wÃ¼rde wohl darauf hinaus laufen, das sie ihn besucht, da er wahrscheinlich nachmittags um fÃ¼nf noch im Schlafanzug rumlÃ¤uft und seine Mutter ihn natÃ¼rlich nicht so auf die StraÃŸe lÃ¤sst. â€žEr wÃ¼rde wahrscheinlich sogar im Schlafanzug durchs Dorf laufenâ€œ schmunzelte sie, als sie in Frasdorf ankamen. â€žWasâ€œ fragte Papa, als er die HaustÃ¼r aufsperrte, â€žwas hast du gesagt?â€œ â€žAch, nix.â hoch in die Wohnung im zweiten Stock und brachte ihren Rucksack mit den Sachen fÃ¼rs Wochenende in ihr Zimmer.
Das Zimmer war lÃ¤nglich und hatte zwei Fenster. Eines in der DachschrÃ¤ge und direkt darunter noch ein kleines. Von der TÃ¼r aus gesehen stand ihr Bett rechts der Fenster, links davon ein Sofa und im vorderen Teil ein groÃŸer, dunkler Holzschrank. Zwischen den MÃ¶beln, zwei Regalen und einem Schreibtisch war ihr ganzes Spielzeug verstreut. Papa sagte zwar immer, sie solle aufrÃ¤umen, wenn denn Zeit dafÃ¼r sei, aber hey, sie war ein Kind und Kinder kannten noch nicht diese seltsamen WÃ¶rter wie â€žAufrÃ¤umenâ€œ, â€žBrav seinâ€œ, â€žBeeilungâ€œ oder Ã¤hnliches. So landete der Ruc zwischen Papier zum Basteln, einem Riesenteddy mit ausgestreckter Zunge und einem Barbie-Schminkkopf.
Sara kramte ihr Handy aus der Tasche und wÃ¤hlte die Nummer Fabios. Nach dem dritten Klingeln ging er ran. â€žHallo?â€œ â€žHallo, Fabio, ich bin es, Sara.â€œ â€žOh, hey, schon da?â€œ â€žJa, kommst d aber ich muss mich erst noch anziehen. Bin so in 10 Minuten da.â€œ â€žOk.â€œ â€žTschau.â€œ â€žTschÃ¼ss.â€ Sie musste schmunzeln. Es war 16 Uhr und Fabio hatte es nicht geschafft, sich umzuziehen. Er war wirklich der KÃ¶nig aller faulen Kinder. Nun gut, 10 Minuten, was mache ich jetzt? Sie Ã¼berlegte, wieso sie sich eigentlich den Schminkkopf zu Weihnachten hatte schenken lassen, obwohl sie nie damit spielte (auch ihr Daddy dachte darÃ¼ber nach, warum er die 50 Euro nicht gleich zum Fenster hinaus geworfen hatte), bÃ¼ckte sich nach ihren Hausschuhen (groÃŸe, filzige, lila Kuschelpuschen) und rammte sich den Kopf beim Aufstehen an einer Kante des Regals vor dem Sofa.
â€žAuuuuuu.â€œ Sie hielt sich sofort die Hand an den Kopf, TrÃ¤nen schossen ihr in die Augen und ein unangenehmes, warmes GefÃ¼hl machte sich in ihrem Bauch breit. So fÃ¼hlt sich Wut an. Wut Ã¼ber die eigene Dummheit. Wieder mal nicht aufgepasst. â€žVerflucht, ahhhh.â€œ Sie taumelte zurÃ¼ck zum Bett, hockte sich hin und in ihren Gedanken schimpfte sie die schlimmsten SchimpfwÃ¶rter, die sie kannte (da der ErzÃ¤hler nicht in den Kopf des MÃ¤dchens schauen konnte, wusste er auch nicht so genau, welche SchimpfwÃ¶rter das waren, aber bestimmt ein paar ganz Schlimme).
Sie fluchte und rieb sich den Kopf. Das gibt bestimmt eine Beule, aber der Schmerz lies schon etwas nach. Noch als sie Ã¼berlegte, Papa oder Kathrin nach einem Beutel mit Eis zu fragen (und vielleicht bei der Gelegenheit gleich nach richtigem Eis, mmh, lecker), war da plÃ¶tzlich ein GerÃ¤usch, ein hohles Klopfen. Sie stutzte und verhielt sich ganz ruhig. Das GerÃ¤usch kam nicht von ihr und war

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

schon wieder weg. Seltsam, dachte sie, hÃ¶r ich jetzt schon Gespenster. Das kommt bestimmt von der Beule. Da, schon wieder. Als ob irgendetwas mit winzigen FÃ¤ustchen klopft und mit kleinen FÃ¼ÃŸchen scharrt. Sara wurde mulmig. Sie lief ins Wohnzimmer, um festzustellen, woher dieses GerÃ¤usch kam, aber Papa saÃŸ auf der Wohnzimmercouch und las die Zeitung, Kathrin war auf dem Balkon und rauchte. Das Klopfen und Scharren konnte nicht von ihnen stammen. Sie blieb verdutzt in der WohnzimmertÃ¼r stehen und schaute sich fragend um.
â€žAlles klar, mein Schatz?â€œ Papa schaute von der Zeitung auf und warf ihr einen fragenden Blick zu.
â€žJa, alles ok.â€œ Sie konnte ihm doch nichts von GerÃ¤uschen erzÃ¤hlen, die sie offensichtlich nur in ihre Fantasie hÃ¶rte. â€žAlles in Ordnungâ€œ bekrÃ¤ftigte sie ihre Gedanken.
â€žUnd warum hÃ¤ltst du dir dann den Kopf?â€œ
â€žOh, hab ihn mir gestoÃŸen, ist aber nicht so schlimm.â€œ
â€žWarte, ich schau mal.â€œ Er stand auf und untersuchte ihre Beule. â€žOh je, hat dich ein Flugzeug gerammt?â€
â€žJa, aber ich war stÃ¤rker.â€œ Sie wollte lachen, machte sich aber Gedanken Ã¼ber die komischen GerÃ¤usche.
â€žNa, das arme Flugzeug.â€œ Er gab ihr einen Kuss auf den Kopf und meinte, es sei nicht so schlimm.
â€žPapa, habt ihr gerade Krach gemacht?â€œ
â€žNein.â€œ
â€žMmh, ich dachte, ich hÃ¤tte was gehÃ¶rt.â€œ Mit einem Schulterzucken lief sie zurÃ¼ck in ihr Zimmer. Sie hockte sich auf das Sofa, hielt den Atem an und lauschte. Nichts. War wohl wirklich nur Einbildung. Gerade, als sie sich sicher war, die GerÃ¤usche wÃ¼rden wohl nur aus ihrem Kopf kommen (vielleicht war eine Schraube locker), klopfte und scharrte es wieder. Diesmal ganz deutlich und zwar aus dem groÃŸen, dunklen und alten Bauernschrank in ihrem Zimmer. Normalerweise wurde der Schrank nur zweimal im Jahr geÃ¶ffnet. Zum Einen, um die Winterklamotten darin zu verstauen oder eben, um sie daraus zu holen, wenn der Schnee vor der TÃ¼r stand. Sie horchte. Wieder nichts. Sara schÃ¼ttelte den Kopf, stand auf und schlich langsam auf Zehenspitzen durch das Zimmer. Da. Wieder ein Klopfen und ein â€žKnurrenâ€œ. Leise, kaum wahrnehmbar, aber doch ein â€žKnurrenâ€œ. Sie be es mit der Angst zu tun, aber neugierig war sie auch. Bevor sie schreiend und kreischend aus dem Zimmer laufen wÃ¼rde, musste sie sich davon Ã¼berzeugen, was das GerÃ¤usch verursachte. Vielleicht doch nur eine etwas grÃ¶ÃŸere Maus? Nein, das â€žKnurrenâ€œ passt nicht zu einer Maus. Vielleich eine hungrige Maus, deren Magen so â€žknurrtâ€œ? Doch, schon eher. Wahrscheinlich wÃ¼rde die Maus, wenn Sara den Schrank Ã¶ffnete, wie vom Blitz getroffen durch ihre Beine aus ihrem Zimmer rennen.
Sie fasste ihren ganzen Mut zusammen und zog die SchranktÃ¼r mit einem Ruck auf. Leer. Na ja, fast leer, die Winterklamotten waren zwar alle drauÃŸen, aber in der Ecke rechts hinten saÃŸ ein ca. 30cm groÃŸes, rundes WollknÃ¤uel mit kleinen FÃ¼ÃŸchen, winzigen HÃ¤ndchen, zu FÃ¤usten geballt, und groÃŸ runden Glupschaugen. â€žHalloâ€œ sagte das WollbÃ¼ndel und zeigte einen winzigen Mund mit kleiner, roter Zunge.
â€žOh, je.â€œ Sara schreckte zurÃ¼ck und hÃ¤tte sich beinahe wieder den Kopf, diesmal an der SchranktÃ¼r, gestoÃŸen. Sie lieÃŸ sich in den BÃ¼rostuhl am Schreibtisch fallen und starrte unglÃ¤ubig auf das kleine, runde Wesen. Der Wollball stellte sich auf die kleinen FÃ¼ÃŸchen und ging zum Rand des Schrankbodens, schaute sich im Zimmer um und lÃ¤chelte Sara an. â€žHallo. Kannst du nicht sprechen?â€œ
â€žÃ„h,â€œ sie war wirklich verwirrt, â€ždoch, natÃ¼rlich kann ich sprechen.â€œ
â€žNa dann.â€œ Das KnÃ¤uel ging im Schrank zur anderen Ecke und lieÃŸ sich wieder nieder. â€žWir mÃ¼ was klÃ¤ren. Du fragst dich bestimmt, was oder wer ich bin.â€œ
Sara nickte heftig. â€žDas kannst du laut sagen. Ich weiÃŸ, du bist keine Einbildung und das hier ist kein Traum. Du bist so was Ã¤hnliches wie ein Fabelwesen, oder?â€œ
â€žNein.â€œ Das KnÃ¤uel schmunzelte.
Sara atmete tief durch. â€žOk, was dann?â€œ
â€žIch bin ein Groll.â€œ
â€žWas?â€œ
â€žEin Groll. Du kannst wohl auch nicht richtig hÃ¶ren, oder?â€œ
â€žWas soll das sein? Ein Groll.â€œ Sie nahm ihre Brille ab, putzte die GlÃ¤ser am T-Shirt unter ihrem Pulli und setzte sie wieder auf. Nein, kein Trick, es ist immer noch da. Ein kleines rundes, irgendwie niedliches Wollpaket, das spricht.
â€žEin Groll ist so normal wie ein Hund oder eine Katze, nur das wir uns Ã¼blicherweise nicht zeigen.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žAh ja.â€œ Sie musste erst mal ihre Gedanken ordnen. â€žAber was machst du dann in meinem Schrank.â€œ
Der Groll kam wieder nach vorne und setzte sich auf die Kante des Schrankbodens. â€žAlso, zur ErklÃ¤rung: Wir Grolle entstehen, wenn sich jemand Ã¤rgert. Normalerweise tauchen wir hinter Mauern, WÃ¤nden oder sonst irgendwo versteckt auf und verschwinden dann wieder. Aber manchmal haben wir keinen Platz, uns zu verstecken. So wie hier.â€œ Er schaute sich wieder interessiert um. â€žUnd noch viel seltener findet uns jemand.â€œ
â€žDann bist du so was Ã¤hnliches wie ein Kobold?â€œ
â€žAch, BlÃ¶dsinn. Kobolde und Zwerge und was auch immer gehÃ¶rt alles in BÃ¼chern und Geschichten. Die sind nur die Erfindung irgendwelcher MÃ¤rchenerzÃ¤hler. Wir Grolle hingegen sind echt.â€œ
â€žOh,â€œ dachte Sara. Sie musste das erst mal verdauen. Hier vor ihr saÃŸ ein Groll. Grolle tauchen auf, wenn sich jemand Ã¤rgert. Normalerweise bleiben sie unbemerkt. Sie hingegen hat einen entdeckt.
â€žOk, zwei Fragen.â€œ
Der Groll sah mit groÃŸen, runden
Augen auf die zwei Finger, die Sara ihm entgegenstreckte. â€žJa?â€œ
â€žErstens: Da ich dich entdeckt habe, erfÃ¼llst du dann irgendwelche WÃ¼nsche?â€œ
â€žNein.â€œ
Das dachte sie sich schon. WÃ¤re auch zu schÃ¶n gewesen.
â€žOk, zweite Frage. Wie verschwindest du wieder?â€œ
Der Groll setzte plÃ¶tzlich einen finsteren Blick auf und entblÃ¶ÃŸte kleine, runde ZÃ¤hnchen. â€žDas werde ich dir nicht verratenâ€œ sagte er mit einem kleinen Zischen.
Da klingelte es. Fabio. Sie hÃ¼pfte auf, knallte die SchranktÃ¼r zu und lief zum TÃ¼rÃ¶ffner. Der kleine Italiener kam nach oben und war am Schimpfen und am Fluchen. Noch, bevor sie fragen konnte, was ihn denn so verÃ¤rgert hÃ¤tte, schoss ihr ein Gedanke durch den Kopf: Grolle entstehen, wenn sich jemand Ã¤rgert!
â€žOh je.â€œ Sie lieÃŸ ihn stehen, rannte zurÃ¼ck in ihr Zimmer, Ã¶ffnete die SchranktÃ¼r und staunte nicht schlecht. Ein zweiter Groll saÃŸ in der anderen Ecke. Er war dem Ersten zum Verwechseln Ã¤hnlich, bis auf die Tatsache, das der Neue auf Italienisch seltsame WÃ¶rter, die Sara nicht verstand, von sich gab.
Der Kopfweh-Groll sah sie fragend an und deutete auf den Neuen. â€žKannst du italienisch? Ich nichtâ€œ sagte er. Sie warf die SchranktÃ¼r wieder zu. Du meine GÃ¼te, dachte sie sich, was mache ich nur? Die mÃ¼ssen wieder weg, aber wie?
Fabio war gerade dabei, sich die Schuhe auszuziehen, als Papa Christian nach dem Rechten sehen wollte. Dabei Ã¼bersah er Fabio, stolperte Ã¼ber ihn und stieÃŸ sich den groÃŸen Zeh an der Kommode im Flur.
â€žMENSCH, AU. VERFLUCHT.â€œ Den Rest hÃ¶rte Sara gar nicht mehr, es war nicht zum Aushalten. Ganz deutlich sah sie durch einen Spalt in der SchranktÃ¼r einen dritten Groll. Der Kopfweh-Groll sagte zum Zeh-Groll: â€žGott sei Dank, endlich jemand, der meine Sprache spricht.â€œ Der Zeh-Groll antwortete mit einem FuÃŸtritt. Der Kopfweh-Groll bedankte sich mit einer Kopfnuss. Das rief den Italiener-Groll auf den Plan. Der hÃ¼pfte den beiden mit seinem Hintern ins Gesicht.
Sara sagte zu Fabio: â€žLass mich raten, du bist auf den Hintern gefallen.â€œ
â€žJa, woher weiÃŸt du das?â€œ Er war ganz erstaunt.
â€žAch, einfach so.â€œ Sie zog ihn an den Armen in ihr Zimmer und warf die KinderzimmertÃ¼r zu. Papa Christian steckte den Kopf rein, runzelte die Stirn, fragte, ob alles in Ordnung sei. â€žJa, klar.â€œ Hinter der TÃ¼r sah Fabio jetzt auch die drei Grolle. Er riss erstaunt die Augen auf, deutete mit den Fingern auf die Grolle und wollte schon losschreien, als Sara ihm mit der Hand hinter ihrem RÃ¼cken deutete, bloÃŸ ja ruhig zu sein.
Papa Christian verschwand wieder, Fabio stand immer noch mit offenem Mund wie zur SalzsÃ¤ule erstarrt da und Sara kniete sich vor dem Schrank nieder.
â€žOk, was soll dasâ€œ fragte sie den Kopfweh-Groll. Der zeigte mit unschuldigen Augen auf den Zeh-Groll. â€žFrag ihn. Ich habe nix getan.â€œ
â€žIhr kÃ¶nnt hier nicht in meinem Schrank wohnen und euch gegenseitig verprÃ¼geln.â€œ Der Italiener-Groll wollte gerade wieder zu einem Sprung ansetzen, als plÃ¶tzlich ein vierter Groll aus dem Nichts in das Geschehen platzte. Sofort fing der Neue an, mit den Armen zu rudern und mit Worten zu schimpfen, die sie noch nie gehÃ¶rt hatte. Gleich darauf kam ein fÃ¼nfter und ein sechster hinzu.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Auch sie schimpften. â€žWiesoâ€œ frage sich Sara selber, lieÃŸ Fabio, der immer noch mit offenem Mund starrte, stehen, schlich sich ins Wohnzimmer und sah, wie sich Christian und Kathrin stritten. Sie waren zwar nicht sehr laut, aber man konnte deutlich an ihren Gesichtern erkennen, dass sie eine ernste Meinungsverschiedenheit hatten. Oh, nein. Sie lief zurÃ¼ck. Fabio war mittlerweile auf das Bett geflÃ¼chtet und was sie sah, machte ihr nun wirklich Angst. Ein Groll nach dem Anderen tauchte aus dem Nichts auf. Aber nicht nur, dass jetzt schon unzÃ¤hlige Grolle in dem Schrank versammelt waren und stritten und rauften. Auch auÃŸerhalb des Schranks fanden vereinzelte Auseinandersetzungen zwischen Grollen statt. Fabio war kurz vorm Losschreien. Sie musste etwas unternehmen.
â€žLos, hilf mir.â€œ Sie fing an, einen Groll nach dem anderen wieder in den Schrank zu stopfen, der jetzt schon ziemlich Ã¼berfÃ¼llt war. Fabio schÃ¼ttelte heftig den Kopf. â€žDas ist nicht dein Ernst. Ich fasse keinen von denen an. Was, wenn sie beiÃŸen?â€œ
â€žTun sie nicht. Schau.â€œ Sie hielt ihm einen ganzen Arm voll Grolle hin. â€žIrgendwie sÃ¼ÃŸ, aber ich k die nicht behalten. Wenn ich nur daran denke, was das kostet, die zu fÃ¼ttern?â€œ
Fabio beruhigte sich. â€žAber wie wirst du sie los?â€œ
â€žKeine Ahnung. Sie wollen es mir nicht verraten. Aber wichtiger ist jetzt, das sie nicht noch mehr werden. Du musst mir versprechen, dich jetzt mal nicht Ã¼ber irgend etwas zu Ã¤rgern.â€œ
Der Italiener nickte. â€žOk. Aber es werden trotzdem mehr.â€œ
â€žJa, Papa und Kathrin streiten sich. Das muss sofort aufhÃ¶ren.â€œ
â€žGenau. Hast du schon mal versucht, Erwachsene vom Streiten abzuhalten?â€œ
Sara dachte nach, wÃ¤hrend sie die letzten Grolle in den Schrank steckte und versuchte, die TÃ¼r zuzuhalten. â€žDu hast Recht. Aber ich muss es trotzdem versuchen.â€œ
â€žUnd wie?â€œ
Sie grinste und ihrem Gesicht konnte man ihre Idee direkt ablesen. â€žEin Doppelplan. Pass auf, du musst die TÃ¼r zuhalten.â€œ
Fabio ging zÃ¶gerlich zu dem Schrank. Aus dem Inneren hÃ¶rten sie ein groÃŸes Geplapper und Raufereien. Es schepperte und â€žbumperteâ€œ gegen die HolzwÃ¤nde. Lange wÃ¼rde es nicht mehr dauern, bis der Schrank platzte. Er stemmte sich gegen die TÃ¼r und sagte â€žOk, ich halte ihn zu, solange es geht. Du musst dich aber beeilen.â€œ â€žAlles klar.â€œ Sara lief ins Bad, Ã¶ffnete den Wasserhahn und bespritz sich unter den Augen mit ein paar Tropfen. Dann ging sie ins Wohnzimmer, dachte an was ganz Trauriges und fing zu schluchzen an. Papa saÃŸ am Esstisch, wÃ¤hrend Kathrin verÃ¤rgert auf und ab ging. Sie waren gerade dabei, sich Ã¼ber irgendetwas (bestimmt nicht so Schlimmes, wie meistens bei den Erwachsenen, dachte sich Sara) anzufauchen. Sofort hielten beide inne, als sie das weinende Kind da stehen sahen.
â€žSara, SchÃ¤tzchen, was hast du denn?â€œ Papa wollte schon aufstehen, aber Kathrin war schneller, nahm sie in den Arm und kniete sich zu ihr hinunter. â€žHe, Kleine.â€œ Sara rieb sich mit der Faust die Augen (damit sie schÃ¶n rot wurden) und sagte â€žwarum mÃ¼sst ihr streiten? Habt ihr euch denn nicht lieb?â€œ Sie schluchzte heftig und hatte ihr erstes Ziel erreicht. Die Beiden stritten nicht mehr. Sie schaute flehend zu ihrem Papa, damit er auch her kam. Er stand auf, ging zu ihnen hinÃ¼ber und umarmte beide. â€žDu hast Recht. Ich war ein Doofkopf.â€œ Er schaute Kathrin in die Augen. â€žIch weiÃŸ, das ich a manchmal ziemlich stur sein kann. Ich glaube, da nehmen wir uns beide nichts. Aber schau sie an,â€œ er deutete auf Sara, â€žsie hat Recht. Wir sollten nicht um jede Kleinigkeit streiten.â€œ
Jetzt war es Zeit fÃ¼r Stufe Zwei ihres Planes. Sie wischte sich die TrÃ¤nen weg, gab beiden einen Kuss auf die Backen, und kicherte.
â€žAlles klar, Kleine?â€œ Kathrin schaute verwundert.
â€žWarum kicherst duâ€œ fragte Papa.
Sie wusste, wie sie die beiden um den Finger wickeln konnte. â€žDoofkopfâ€œ wiederholte sie und lachte lauter, deutete mit dem Finger auf Papa. â€žDu hast Doofkopf gesagt.â€œ Jetzt musste sie so richtig loslachen und auch Christian und Kathrin konnten sich nicht mehr halten. Sara fing an, beide zu kitzeln und stellte zufrieden fest, das wieder alles in Ordnung war. PlÃ¶tzlich zog sie die Augenbrauen hoch. Fabio! Die Grolle! â€žIch komm gleich wieder.â€œ
Sie lief zurÃ¼ck ins Kinderzimmer, doch anstatt den Schrank zuzuhalten, saÃŸ Fabio auf dem Sofa und las eine Zeitschrift. Erstaunt blieb sie wie angewurzelt stehen. â€žHey, was ist mit den Grollen?â€œ
â€žNichts. Sie sind fast alle weg. Einer nach dem Anderen ist geplatzt wie eine Seifenblase. Nichts mehr

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

da bis auf zwei.â€œ
Sie Ã¶ffnete die TÃ¼r. Da saÃŸen nur noch der Kopfweh- und der Italiener-Groll. â€žOh, jetzt weiÃŸ ich, wie
ihr wieder verschwindet.â€œ
Der Kopfweh-Groll sah sie nicht weiter verwundert an. â€žJa,â€œ grinste er, â€žaber wir kommen wieder
Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen, aber es ist nicht immer Freude und Lachen auf dieser
Welt.â€œ Grinsend schlug er mit dem Kopf gegen den Italiener-Groll.
Sara warf die TÃ¼r zu, sah zu Fabio, der fragte â€žwas ist?â€œ
â€žFabio. Lieber Fabio.â€œ Sie ging langsam auf ihn zu, die HÃ¤nde vor sich, bereit zum Kitzeln. â€žHeu
schon gelacht?â€œ
Fabio schreckte zurÃ¼ck. â€žNein. Tu das nicht. Du weiÃŸt, das ich total kitzelig bin.â€œ
â€žUnd das ist gut so.â€œ Sie stÃ¼rzte sich auf ihn.
Keine zehn Sekunden spÃ¤ter, Fabio krÃ¼mmte sich vor Lachen, hÃ¶rte sie zufrieden zwei â€žPloppsâ€œ aus
ihrem Schrank.
Gott sei Dank, dachte sich Sara, die Grolle sind weg.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Alter Mann, frÃ¶hlicher Mann

Der Geruch von FÃ¤kal- und Uringestank zog durch den Tunnel, hielt sich in der Nase fest und lieÃŸ nicht mehr los. Gerald hatte den Eindruck, als er stehen blieb und sich aus dem schwarzen, schweren Mantel ein Taschentuch hervorkramte, um sich vor der aufkommenden Ãœbelkeit zu schÃ¼tzen, den Geruch erst wieder am Abend los werden zu kÃ¶nnen, wenn er unter der Dusche versuchte, einen weiteren dieser Tage vom Leib zu waschen. Mit dem Tuch vor dem Mund und gesenktem Kopf lief er stur und ohne RÃ¼cksicht zu nehmen durch die Menschenmassen, die sich in der U-Bahn drÃ¤ngelten. Durch SchweiÃŸ, LÃ¤rm, GelÃ¤chter, klingelnden Handys, unverstÃ¤ndlichen Bahndurchsagen, durch eine Meute endlos stupider gleichgeschalteter Horden einfÃ¤ltiger Arbeitnehmer stieÃŸ sich Gerald wie ein Perlentaucher in die HÃ¶hen Ã¼ber die Treppen aus dem Schacht, rannte weg von ihnen, wechselte die StraÃŸenseiten, riss sich das Taschentuch vom Mund und holte Luft, so tief Luft, das es einem Wal gerecht worden wÃ¤re. Er hielt inne, ordnete seine Gedanken, versuchte sich zu beruhigen. Jeden Morgen durchlief er diesen Parkcour aus Irrsinn gleich einer Taube, die erst nach Hunderten von Versuchen erschÃ¶pft feststellte, das der Weg zu ihrem Schlag verschlossen sei. Aber diese Taube wÃ¼rde es weiter und weiter versuchen und eingehen wie Gerald. Nur bei ihm wÃ¼rde es lÃ¤nger dauern und der bedeutendste Unterschied zur Taube war, das er wusste, das er eines Tages daran zugrunde gehen wÃ¼rde. Ihn hat dieses Leben umwoben, eingesponnen, verraten und zerkaut. Nur ausgespuckt noch nicht. Er war zÃ¤h und er wusste, was ihn daran hinderte, durchzudrehen und sich dem Wahnsinn zu ergeben. Es waren diese schÃ¶nen GefÃ¼hle von Wut, Verdruss, GleichgÃ¼ltigkeit, KaltschnÃ¤uzigkeit und BrutalitÃ¤t gegenÃ¼ber allem, was schwach und zerbrechlich war. Diese GefÃ¼hle hielten ihn am Leben und lieÃŸen ihm auf seine Art den Odem des Teufels am Leib spÃ¼ren. Er kicherte, aber nur innerlich. Ja, ihr Menschlein, ihr erbÃ¤rmlichen Kreaturen. Ich, Gerald Mensony, werde euch das Leben zur HÃ¶lle machen, wo ich nur kann.
Das beschrÃ¤nkte sich in seinem Fall allerdings auf die Tatsache, das er als Sachbearbeiter in einem GroÃŸunternehmen Kundenkontakte zu pflegen hatte und es ihm eine schiere Freude bereitete, diese Kreaturen mit Zynismus, Hohn und Spott abzufertigen. Das BÃ¼ro lag im vierten Stock eines grauen Betonbunker mit grauem Vorplatz aus Kopfsteinpflaster, grauen BetonsitzbÃ¤nken, grauem Wasser in einem grauen Teich mit grauen BlÃ¤ttern aus dem einen grauen Baum, verschmutzt von Menschenhand, tief trauernde Ã„ste Ã¼ber das Wasser gebreitet. Die Fenster versuchten mit MÃ¼he und Not, das Sonnenlicht in die Zimmer zu schaufeln, aber versagten durch den Qualm und Mief rauchender Maschinenmenschen. Gerald kÃ¼mmerte sich schon seit langer, vergessener Zeit nicht mehr um seine Kollegen. Er schlich sich durch einen Seiteneingang, steckte in monotoner, jahrelang eingeÃ¼bter Bewegung die Lochkarte in die Stechuhr, schenkte keinem Menschen einen Blick oder einem GruÃŸ, warf seine Tasche, erleichtert nach dem Kampf von Zuhause in dieses GefÃ¤ngnis, in die Ecke und quetschte seinen schweren KÃ¶rper in den BÃ¼rostuhl, der sich singend in die das Ã„chzen Geralds mit einstimmte.
GerÃ¤usche von brabbelnden, unsinnig lachenden SekretÃ¤rinnen, die sich in den Schritt fassend daran aufgeilten, wie Gerald ihnen vermeintlich einen verstohlenen Blick zuwarf, hÃ¶rte er aus den umliegenden Zimmern. Irgendwo lief ein Kopierer eine Marathonstrecke und im BÃ¼ro Ã¼ber ihm dudelte ein Radio mit scheiÃŸfrÃ¶hlichen Menschen drin. Er hielt sich am Kopf, stÃ¼tzte sich mit den Ellbogen auf den Schreibtisch, der Inhalt seines Lebens am Tag war und versuchte, diese Laute um ihn und in ihm zu verbannen. Es dauerte zwei Minuten, bis er sich soweit gefasst hatte, um trÃ¼ben Blickes den Tag beginnen zu kÃ¶nnen, der sein letzter sein sollte.
Gegen neun Uhr kam ohne anzuklopfen der â€žMann von obenâ€œ in sein BÃ¼ro und forderte ihn auf, sich um zehn beim Abteilungsleiter sehen zu lassen. Gerald machte sich keine Hoffnungen, es kÃ¶nnte sich um eine GehaltserhÃ¶hung oder BefÃ¶rderung handeln. Nein, nicht mehr in seinem Alter. Er war 39 und in der BlÃ¼te seines Lebens, wenngleich diese BlÃ¼te einem Trauermarsch in Schwarz gleichkam. Diese jungen, aufstrebenden MÃ¶chtegern-â€žIch weiÃŸ alles - leg eine x-beliebige flach - und trinke dann mit meinen Kumpels auf den Stichâ€œ -Besserwisser, die er jeden Tag im Nacken spÃ¼rte, die wurden befÃ¶rdert und gelobt, feierten mit ihren Chefs am Wochenende in deren HÃ¤usern â€žIch kriech dir in den Arschâ€œ -Partys (und wenn es meiner Karriere fÃ¶rderlich ist, dann blas ich dir auch noch einen) und wichsten beim Gedanken, Gerald in den Arsch treten zu dÃ¼rfen. Oh ja, das war die

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

RealitÃ¤t, grimmte sich Gerald in das BÃ¼ro des Abteilungsleiters.
Martin Schenk von der Abteilung â€žKundenmanagementâ€œ sah einen schwarzen, groÃŸen Schatten in das Zimmer kommen, der grau und formlos schnaufend in den Sessel ihm gegenÃ¼ber tropfte. Der Sachbearbeiter Mensony war ihm ein besonderes Dorn im Auge, da sich durch sein Verhalten die Beschwerdestelle des Ã¶fteren darum bemÃ¼hte, um noch einen Mitarbeiter aufgestockt zu werden.
Er warf einen abschÃ¤tzenden Blick auf die Gestalt, durchblÃ¤tterte den Personalordner Mensonys, richtete seinen KÃ¶rper vorteilhaft mit geraden Schultern auf, so wie es die Managementschule gelehrt hatte und atmete tief durch.
â€žMr. Mensony, sie wissen, warum ich sie her bestellt habe?â€œ
â€žNein.â€œ
Unglaublich, dachte sich Schenk, das ist der Gipfel. Ja nicht die Fassung verlieren. â€žNeinâ€œ entkam es ihm allerdings doch. â€žOk, dann werde ich es ihnen sagen. Wir haben schon des Ã–fteren darÃ¼ber diskutiert, wie Sie sich gegenÃ¼ber unseren Kunden zu verhalten haben.â€œ
â€žJa.â€œ
Keine Bewegung im Gesicht, kein erstaunter Blick, vÃ¶llig ruhig. Schenk sah in Mensony all das, was GleichgÃ¼ltigkeit zu bedeuten hatte.
â€žJaâ€œ, er stand auf und ging ans Fenster. Das beruhigte ihn, denn er war kurz davor, Mensony persÃ¶nlich aus dem vierten Stock zu werfen. â€žUnd sie kÃ¶nnen sich immer noch nicht denken, warum sie wieder mal hier bei mir sind?â€œ
â€žNein.â€œ
Ok, egal, das reicht. Schenk fuhr herum, ging hinter seinem Schreibtisch und stÃ¼tzte sich drohend mit den HÃ¤nden darauf, beugte sich weit vor. â€žNein,â€œ er erhob die Stimme in dem MaÃŸe, wie a Reaktion darauf die Stimmen in den RÃ¤umen um ihn herum verstummten. â€žNein! Jetzt hÃ¶ren Sie mal, Mensony, ich werde Ihnen das so einfach wie mÃ¶glich mitteilen. Wir hier sind ein Unternehmen, Ach was, das wissen sie ja.â€œ Er holte tief Luft. â€žWeil ich es Ihnen schon tausendmal gesagt habe. Wir haben uns um jeden Kunden so zu kÃ¼mmern, als wÃ¤re es der Letzte auf der Welt.â€œ Er riss den Ordner mit den Beschwerden hoch. â€žAber sie sind nicht fÃ¤hig, einen Kunden vernÃ¼nftig zu bedienen. Es ist mittlerweile,â€œ er fuhr mit den Fingern durch die BlÃ¤tter, â€žAch, ich weiÃŸ nicht, ungefÃ¤hr die fÃ¼nfzi Beschwerde gegen sie. Und Ã¼berall das Gleiche.â€œ Schenk schlug die BlÃ¤tter nacheinander auf den Schreibtisch, wÃ¤hrend er vorlas, seine Stimme Ã¼berschlug sich fast, rotes Licht hÃ¤tte seinen Kopf fÃ¼r die Umgebung unsichtbar gemacht. â€žHerablassend. Ungenau. Unfreundlich. Unfreundlich. Unfreundlich. Herablassend. FÃ¼hlte mich verarscht.â€œ Er warf den Rest hin. â€žSagen Sie mal, wissen Sie eigentlich, das ich Sie schon vor langer Zeit hÃ¤tte hinauswerfen sollen. Was ist los mit Ihnen? Seit Jahren schon,â€œ er nahm einen Blick in den Ordner mit Mensonys Personalien, â€žseit fast 12 Jahren sind sie hier beschÃ¤ftigt. Aber noch niemand hat in der Zeit, egal ob hier oder sonst wo, so viele Beschwerden bekommen, ohne gefeuert worden zu sein. Und ums kurz zu machen.â€œ Schenk musste Luft holen, Gerald zeigte keine Regung. â€žIch gebe ihnen hiermit die aller-, allerletzte Chance. Noch eine Beschwerde und sie fliegen raus. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.â€œ Er setzte ein Grinsen auf. â€žOh ja, ich persÃ¶nlich sorge dafÃ¼r, das sie rausfliegen.â€œ
â€žWar das alles?â€œ
Schenk konnte es kaum fassen, wie gleichgÃ¼ltig man mit seinem Schicksal hadern konnte. Er lieÃŸ sich in seinen Stuhl fallen, war erschÃ¶pft, gab nach.
â€žJa, vorerst. Ich werde sie nicht mehr aus den Augen lassen. Es wÃ¤re echt besser, wenn sie kÃ¼ndigen wÃ¼rden.â€œ
â€žKann ich jetzt an meine Arbeit zurÃ¼ck?â€œ
Ohne ein weiteres Wort verlieÃŸ Gerald das BÃ¼ro, er wanderte wie vom Tod gezeichnet Ã¼ber die Flure und tauchte in das Zimmer mit seinem Geruch, der sich Ã¼ber Jahre dort festgesetzt hatte, wieder ein. Er schloss die TÃ¼r ab, setzte sich auf seinen Stuhl, zog das Telefonkabel aus der Wandhalterung und starrte aus dem Fenster.
Um den Teich hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt. AuslÃ¤nder. Japaner mit lÃ¤chelndem Gesicht hinter kleinen, feuerzeuggroÃŸen Digicams brabbelten stumm und hantierten und bugsierten, bis auch jeder einzelne mindestens dreimal auf jedem Chip gebannt war. Freude, dachte sich Gerald, was wÃ¤re wohl, wenn ich mich Ã¼ber irgendetwas freuen wÃ¼rde. Ist es nicht so, dass diese Welt die Freude mit Vorliebe aus den Menschen saugt und solchen schenkt, die eh schon zuviel

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

davon haben. Wenn ich so grinsen wÃ¼rde, wie die da unten, mÃ¼sste ich mich permanent Ã¼bergeben. Die Gruppe beachtete ihn nicht.
Ãœber den Platz schob eine junge Mutter einen Kinderwagen mit der einen Hand vor sich her, wÃ¤hrend sie versuchte, mit der anderen ein etwa fÃ¼nfjÃ¤hriges MÃ¤dchen bei Schritt zu halten. Sie hielt kurz an, kniete sich zu dem Kind hinab und sagte in stummen Worten Dinge, die Gerald nie mehr berÃ¼hren wÃ¼rden. Leben, dachte er sich, was wÃ¤re, wenn ich Leben geben wÃ¼rde. Ist es nicht besser, wenn sich diese Welt, langsam, aber sicher auf die Apokalypse zusteuernd, ohne ihn oder seine Brut weiterdrehen wÃ¼rde. Wenn ich Leben schenken wÃ¼rde, hÃ¤tte diese Welt einen weiteren unheilbaren Schaden erlitten. Eigentlich, es huschte ein Hauch
von Zucken Ã¼ber seine Mundwinkel, kÃ¶nnte ich mir schon Gedanken darÃ¼ber machen. Dann wÃ¼rden sie sehen, was sie davon hÃ¤tten. Aber die RealitÃ¤t hatte ihm schon vor Jahren den Gedanken an eine Partnerschaft geraubt. FÃ¼r ihn nicht mehr, da war er sich sicher. Die Mutter und ihre Kinder beachteten ihn nicht.
Es tollten auch ein paar Jugendliche mit Skateboards Ã¼ber die Seitenbegrenzung des Platzes. Gerald ertappte sich dabei, wie er dem vermeintlich beliebten Jungen, eingekeilt von drei Teenies, wÃ¼nschte, er wÃ¼rde auf das Kopfsteinpflaster fahren und sich die Beine brechen. Aber der Fluch reichte nur aus, um zu bewirken, das sie anhielten und lachten, lachten, lachten. Gerald war sich nicht sicher, ob sie Ã¼ber ihn lachten. VerÃ¤ndern, dachte sich Gerald. Was wÃ¤re, wenn ich mich verÃ¤ndern wÃ¼rde. Die alten, schwarzen Sachen ablegen und junge, frische Ã¼berstreifen. WÃ¼rde eine VerÃ¤nderung auch seine Person Ã¤ndern? Er war erstaunt, Ã¼berhaupt darÃ¼ber nachzudenken. Kurz war er tatsÃ¤chlich jemand anders. Frau, Familie, Freunde, zufriedenstellende Arbeit (vielleicht als Schriftsteller?), ein BetthÃ¤schen, ein paar Statussymbole und einmal im Jahr Urlaub auf Mallorca. Ihm drehte sich erneut der Magen um bei dem Gedanken an so ein Leben. Wie sagen die Franzosen? Ich verfluche dich mit dem, was du dir am meisten wÃ¼nschst? Das war es. Er war sich sicher, das sich so ein Leben erst recht als direktes Ticket in die HÃ¶lle erweisen wÃ¼rde. Nein, welcome to reality, so wollte er nicht enden. Dann lieber diese Welt so hinnehmen, wie sie ist. Die Jugendlichen beachteten ihn nicht.
Weiter hinten, ungefÃ¤hr 200 Meter Luftlinie, sah er einen alten Mann auf einer Parkbank sitzen. Er saÃŸ einfach nur da, beachtete den Verkehr, den die HauptstraÃŸe direkt vor ihm veranstaltete, nicht, beachtete nicht die Tauben, die gurrend und plusternd vor seinen FÃ¼ÃŸen nach dem suchten, was solche Leute gefÃ¤lligst ihnen zuzuwerfen hatten, beachtete nicht die hÃ¼bsche Frau in dem gelben Sommerkleid, das an ihm in lieblichem Duft vorbeizog, beachtete lÃ¤chelnd nichts. Alter, dachte sich Gerald, was wÃ¤re, wenn ich alt werden wÃ¼rde. Er hatte schon so oft mit dem Gedanken gespielt, seinen schweren KÃ¶rper durch die Scheibe vor ihm zu wuchten. Das wÃ¼rde Aufsehen erregen. Alle, vor allen Dingen Schenk, wÃ¼rden sich fragen, warum? Sie wÃ¼rden dastehen, weinend, mit grÃ¤mendem Blick, sich die Haare raufend zum Himmel schreiend, wÃ¼rden sie sich fragen, immer und immer wieder wÃ¼rden sie fragen, warum? Warum haben wir ihm nicht mehr Beachtung geschenkt, warum haben wir ihn aus unserer Gesellschaft ausgestoÃŸen, warum hatten wir ihn nicht lieb? Er hÃ¤mmerte mit der Faust auf den Tisch. Alter Mann, schickte er seine Gedanken direkt in die Fresse des Greises, alter Mann, warum grinst du so? Freust du dich Ã¼ber mein Leid. Erfreut es dich, das ich niemals so werde wie du? So zufrieden und eins mit sich selbst, ha? Gerald erstarrte. Der alte Mann beachtete IHN!
Er erwachte aus seinen Gedanken, schÃ¼ttelte den Frust erst mal beiseite, versuchte seinen Blick zu schÃ¤rfen, rieb sich die Augen und da sah er tatsÃ¤chlich, wie der Alte genau auf ihn schaute. LÃ¤chelnd, zufrieden, liebend, gÃ¼tig. Alles sah er in dem Blick, aber das war nicht wichtig. Warum schaute er zu ihm? Schaute er wirklich zu ihm? Es waren ja mindestens 200 Meter? Das kann nicht sein. Bestimmt hat der Alte etwas anderes, etwas reizvolleres, hier irgendwo, zu betrachten, als gerade Gerald. Er stand auf und Ã¶ffnete das Fenster, steckte den Kopf hinaus und versuchte, zu erkennen, was den alten Mann so faszinierte. Aber ob Ã¼ber oder unter oder seitlich von ihm, nichts war zu erkennen. Kein weiteres Fenster war geÃ¶ffnet und so nebenbei fiel ihm auf, das die Scheiben ja spiegeln mussten. Also, wirklich, jetzt war es ihm direkt peinlich, gedacht zu haben, das der alte Mann ihn beobachten wÃ¼rde. Er sah noch mal hinÃ¼ber und wÃ¤re nicht verwundert gewesen, wenn der alte Mann inzwischen schon verschwunden gewesen wÃ¤re. Aber er saÃŸ immer noch da. Und er starrte immer noch auf ihn. Jetzt war sich Gerald beinahe sicher, das der alte Mann ihn beobachtete.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ein Schauer lief ihm Ã¼ber den RÃ¼cken. Er musste Gewissheit haben, streckte zÃ¶gerlich seine rechte Hand in die HÃ¶he und deutete ein Winken an.
â€žAlles klar, jetzt bist du wirklich kurz vor dem Durchdrehen. Winkst einem Greis zu, obwohl du weiÃŸt, das er dich womÃ¶glich gar nicht sehen kannâ€œ, sagte er zu sich selbst. Der alte Mann reagierte nicht. â€žNatÃ¼rlich tut er das nicht.â€œ Es war ein seltener Moment, aber Gerald musste tatsÃ¤chlich schmunzeln. LÃ¤cheln Ã¼ber seine eigene Dummheit. Er senkte den Arm, ging vom Fenster zurÃ¼ck. Er betrachtete sein BÃ¼ro, seine Tasche, das Telefon, sein Leben. â€žAlles klar, du musst dich beherrschen,â€œ fuhr er das SelbstgesprÃ¤ch fort, â€žentweder du arbeitest jetzt oder du springst.â€œ Gerald seufzte, steckte das Telefonkabel wieder in die Buchse, wollte das Fenster schlieÃŸen. Da durchfuhr es ihn wie ein Blitz. Der alte Mann hatte ebenfalls die Hand gehoben.
Gerald Mensony fÃ¼hlte die Hitze hochkommen. Sie deutete von Angst, Paranoia, Panik und Wut. Was soll das? VÃ¶llig verwirrt legte er sein Jackett ab, lieÃŸ den alten Mann nicht mehr aus den Augen. Er knÃ¶pfte sich die Ã„rmel seines Hemds auf und rollte sie hoch, strich sich durch das fettige, dÃ¼nne Haar, atmete schnell ein und aus. Zu schnell. Er versuchte sich zu ordnen, aber der Moment war zu verwirrend. Was sollte er jetzt tun? Was wollte der Alte von ihm? Er wurde sich seiner Angst bewusst, verschluckte das GefÃ¼hl, lieÃŸ die Wut durch. Wut war ein gutes Mittel fÃ¼r ihn, Dinge zu regeln. Wut und Gelassenheit, na ja, gelassen auf seine Art. Er schlug sich ins Gesicht, zweimal, dreimal.
â€žAlles klar!â€œ Er deutete mit ausgestrecktem Finger auf den Greis und schrie â€žalles klar, du Wichser. Ich komme jetzt runter zu dir. Ich werde dir dein Grinsen aus deiner verknorpelten Fresse schlagen. Du nicht,â€œ er bekrÃ¤ftige die Worte mit einem Stossen des Fingers in Richtung des Alten, â€ždu nicht, du ScheiÃŸkerl. Na warte.â€œ
Gerald riss die TÃ¼r auf, polterte wie eine unhaltbare Lawine durch die GÃ¤nge des GebÃ¤udes, schubste unachtsame Menschen aus dem Weg, doch die meisten wichen von selbst vor dem Koloss zurÃ¼ck. Er wuchtete sich durch die Menge im Foyer, wobei er die FlÃ¼che und VerwÃ¼nschungen, die er auf seiner Fahrt erntete, ignorierte. Ihr werdet schon sehen, dachte er sich, ich werde am Ende der Held sein. Ich werde der KÃ¶nig des Tages sein, weil ich euren Arsch vor diesem alten Wichser gerettet habe. Oh ja, hallte es laut wie von einem Megaphon durch seinen Kopf, oh ja, ihr werdet mir noch dankbar sein.
Die groÃŸe Eingangspforte riss fast aus den Angeln, als Mensony sie aufstieÃŸ. Begleitet von einem Schwall aus wÃ¼tenden Worten tauchte er aus dem Dunkel auf und verschreckte die Gruppe Japaner. Die sprangen zur Seite und lieÃŸen dem Behemot eine LÃ¼cke. Die Jugendlichen stieÃŸen sich gegenseitig in die Rippen und deuteten auf das Schlachtschiff in weiÃŸem Hemd und schwarzen, fleckigen Hosen. Die Mutter zog ihr Kind zur Seite, und es fing bei Geralds Anblick an, zu schlucken und zu schluchzen. â€žPsst,â€œ machte die Mutter, â€ždas ist kein bÃ¶ser Mann, Judy.â€œ Gerald nahm in Sammlung bÃ¶ser Blicke einen weiteren auf, aber das stÃ¶rte ihn nicht. Was ihn stÃ¶rte, war dieser Mensch vor ihm auf der Parkbank. Der hatte mittlerweile den Arm wieder gesenkt, starrte aber unvermindert lÃ¤chelnd auf Gerald Mensonys Marsch.
Als Gerald sich in HÃ¶rweite wÃ¤hnte, er hoffte es zumindest, da er noch die HauptstraÃŸe zwischen sich und dem anderen hatte, fing er an, zu schreien. â€žHey.â€œ Der Alte zeigte keine Regung. â€žHey, du, ja genau du.â€œ Das hÃ¤tte er sich sparen kÃ¶nnen, da er eh schon die Aufmerksamkeit des Greisen hatte. â€žWas ist dein Problem. Sieh zu, das du Land gewinnst, oder du wirst nirgends wo mehr hingehen.â€œ Gerald stampfte mit groÃŸen Schritten nÃ¤her, aber je deutlicher er das Gesicht des alten Mannes sehen konnte, desto schwerer und wÃ¤rmer wurden ihm die Beine. Was war los? Was stimmte hier nicht? Das war nicht nur irgendein alter Mann, oder? Wirre Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Hier war einiges nicht in Ordnung, doch bevor er sich wieder sammeln konnte, drÃ¶hnte ein LKW langsam vorbei und raubte ihm fÃ¼r ein paar Sekunden die Sicht. Gleich darauf folgten zwei Linienbusse, aber zwischen den LÃ¼cken konnte er genÃ¼gsam feststellen, das der alte Mann keine Anstalten machte, zu fliehen.
Alles klar, du hast es so gewollt. Gerald blieb direkt vor der StraÃŸe stehen und wartete den zweiten Bus ab. Als der vorÃ¼ber war, warf er einen Blick nach rechts. Gut, kein Verkehr. Er ging auf die StraÃŸe und fixierte den lÃ¤chelnden Greis. Gerald war noch keine drei Schritte in die StraÃŸe gegangen, da hielt er schockiert an. Er wÃ¤re beinahe gestolpert, als er realisierte, wer da auf der Parkbank saÃŸ. â€žNein,â€œ flÃ¼sterte er, â€ždas kann nicht sein.â€œ Der Greis zog die Augenbrauen hoch und Ã¶ffnete den M um ihm ein strahlendes, zufriedenes LÃ¤cheln zu schicken. Geralds FÃ¼ÃŸe waren wie festgefroren, die

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Welt um ihn herum wurde dunkler. Der Fokus lag auf das Gesicht des Greisen. â€žNeinâ€œ rief er. Er versuchte, die Arme hochzureiÃŸen, um den Blick zu verbergen, aber sie hingen ihm wie Blei vom Leib. â€žDas ist nicht wahr.â€œ Er schrie und blickte in sein eigenes Antlitz. Auf der Bank saÃŸ er selbst, in hohem Alter. â€žDas ist nicht wahr. Was willst du von mir?â€œ

Der alte Mann lÃ¤chelte nur und sagte nichts zu Gerald, der verzweifelt in seinem Kopf nach einer logischen ErklÃ¤rung fahndete, aber nichts vorfand. â€žWas willst du? Sag es?â€œ Seine StimmbÃ¤nder wÃ¼rden angesichts der Belastung bald kapitulieren. Die Worte kamen in verschiedenen disharmonischen TonhÃ¶hen aus seinem Mund. Der alte Mann sagte nichts. LÃ¤cheln, dachte sich Gerald, er lÃ¤chelt.

Er hob noch mal seine Stimme an. â€žWillst du, das ich lÃ¤chle? Willst du das? Soll ich lachen, ha? Sag es mir. Ich sage dir,

es gibt nichts zu lachen, es wird niemals in meinem Leben etwas geben, das mich noch glÃ¼cklich machen kÃ¶nnte. Was soll das? Du..Ich..Du sitzt hier und lachst? Kannst du mir verraten, was denn so komisch an diesem ScheiÃŸleben sein soll? Ein Lachen, meinst du? Ich soll endlich Lachen? Niemals. Nie und nimmer wird Ã¼ber diese Lippen ein Lachen kommen, hÃ¶rst du?â€œ Jetzt setzte die Stimme fast endgÃ¼ltig aus. Ein letztes AufbÃ¤umen legte ein Kreischen Ã¼ber die StraÃŸe. â€žHÃ¶rst du, alter Mann? Niemals!â€œ

Das waren die letzten Worte Gerald Mensonys, bevor er von einem 40-Tonner mit fast 60 Sachen Ã¼berrollt und bis zur Unkenntlichkeit von dessen rechten Vorderreifen inklusive AufhÃ¤ngung verstÃ¼mmelt wurde. Die Leiche hing unter dem Laster und malte eine meterlange blutdurchtrÃ¤nkte Spur auf die Fahrbahn. Als die Polizei spÃ¤ter den Fahrer vernahm, sagte der, wohl noch unter Schock stehend, aus, das er einen alten Mann gesehen hÃ¤tte, der zu der Leiche ging, ihr die Augen schloss, sie kÃ¼sste und dann zum Himmel schwebte. Mit einem gÃ¼tigen, glÃ¼cklichem LÃ¤cheln entschwebte der alte Mann, wurde durchsichtig und verschwand. Der Fahrer berichtete, als er das Lachen auf den Lippen des Mannes sah, das er eine Stimme in seinem Kopf hÃ¶rte. Es war die Stimme des alten Mannes, der sagte â€žes hÃ¤tte ein schÃ¶nes Leben sein kÃ¶nnenâ€œ. Und er hatte ein warmes GefÃ¼hl im Herzen. Dieses GefÃ¼hl war bestimmt Liebe. Ach, er wÃ¼nschte sich, noch einmal den alten Mann sehen zu kÃ¶nnen.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Claires Teeparty

Chaos. Das war das Wort, welches am besten geeignet fÃ¼r den momentanen Zustand in der Evergreen Street war. Die Vorort-Siedlung war eine friedliche Gegend, sauber, rein, brav. Breite StraÃŸen legten sich im FÃ¤chermuster Ã¼ber die grÃ¼nen HÃ¼gel North Cornwalls, akkurat geschnittene Hecken trennten pastellfarbene EinfamilienhÃ¤user, alle auf die selbe HÃ¶he gestutzt wie die RasenflÃ¤chen in sattem GrÃ¼n mit kleinen weiÃŸen Schildchen (â€žDies ist kein Hundekloâ€œ) od kleinen weiÃŸen ZÃ¤unchen, die nicht zur Abwehr von Einbrechern gedacht waren. Die Security Guards bewachten das eingezÃ¤unte Viertel und sorgten dafÃ¼r, dass unerwÃ¼nschte Gestalten, Tag wie Nacht, den Frieden der reichen Bewohner mit ihren Swimmingpools, schweren, teueren Wagen und lÃ¤chelndem Vorzeigecharme nicht stÃ¶rten. So einfach allerdings die Abwehr von auÃŸen war, mit einer derartigen StÃ¶rung des Friedens in der Siedlung waren sie im ersten Moment vÃ¶llig Ã¼berfordert und machtlos. Es waren ja schlieÃŸlich Kinder. Doch keiner konnte rausfinden, wie es diesen Kindern gelang, in die Siedlung mit ihrer perfekten Ãœberwachung einzudringen. Sie waren einfach nur da und brachten das Chaos mit sich.
Das MÃ¤dchen, welches momentan die Leute in der Evergreen Street in Atem hielt, tauchte genau so urplÃ¶tzlich auf wie die anderen drei vor ihr. Alles MÃ¤dchen. Alle ungefÃ¤hr im selben Alter von 14 Jahren. MÃ¤dchen, denen nichts daran gelegen sein sollte, so negativ auffallend und peinlich auf sich aufmerksam zu machen. MÃ¤dchen, die zur Schule gingen, mittags und nachmittags im Einkaufszentrum â€žSandiesâ€œ abhÃ¤ngten und mit Jungs flirten sollten, wÃ¤hrend sie dabei verlegen an de Ein-Dollar-EistÃ¼te von â€žMarcellosâ€œ naschten und kicherten. MÃ¤dchen, auf der Suche nach Stil, Einstellung, Erfahrung und wenn es denn sein musste, einen Selbstfindungstrip mit Drogen und Alkohol (natÃ¼rlich immer nur so viel, das man davon nicht abhÃ¤ngig wurde).
Im Grunde genommen waren sie normale MÃ¤dchen. So wie sie ihre Eltern niemals haben wollten, aber eine konsequente Fortsetzung von Lebensidealen und â€“vorstellungen auf die nÃ¤chste Generation waren.
So wie Sophie Collins, die fasziniert das fremde MÃ¤dchen in der Evergreen Street beobachtete. MÃ¶glichst weit weg beobachtete. Nicht auszudenken, wie peinlich das wÃ¤re, wenn die VerrÃ¼ckte sich an ihrer Seite zeigen wÃ¼rde. Sophie warf einen Blick die StraÃŸe hinab und stellte zufrieden zweierlei fest: Erstens hatte sie einen wirklich guten Blick auf das Schauspiel im Vorgarten drei HÃ¤user weiter, da sie auf der Veranda des Hauses ihrer Eltern saÃŸ und Ã¼ber die KÃ¶pfe der Schaulustigen, bestehend aus Nachbarn und einem Security Guard, der mit ruderndem Arm in sein FunkgerÃ¤t brabbelte, blicken konnte. Zweitens war weit und breit keine ihrer Freundinnen zu sehen und somit hatte sie die Exklusivrechte an der Story mit der VerrÃ¼ckten. Sobald sich das Schauspiel dem Ende zuneigen sollte, wird Sophie telefonieren und erzÃ¤hlen, telefonieren und erzÃ¤hlen, telefonieren..
â€žHallo, Sophie.â€œ
Sie schreckte hoch, hielt die Luft an, sah das Gesicht der Stimme und fiel beinahe rÃ¼ckwÃ¤rts auf die Bodenbretter. â€žMensch, Claire. Musst du mich so erschrecken.â€œ
VÃ¶llig unbeeindruckt von der wÃ¼tenden Sophie streckte Claire ihren Hals und beobachtete das nunmehr hysterisch schreiende MÃ¤dchen drei HÃ¤user weiter. â€žWieder eine,â€œ kam ihr als Antwort Ã¼be die Lippen. Sophie behielt die Fassung und setzte sich wieder auf die Treppe. â€žJa, und wieder eine vÃ¶llig Fremde.â€œ
Das PhÃ¤nomen der MÃ¤dchen, die plÃ¶tzlich aus dem Nichts auftauchten, nahm vor etwa fÃ¼nf Wochen seinen Lauf. Es begann mit einer blondhaarigen, relativ hÃ¼bschen, etwas dÃ¼nnen Teenagerin, die eines mittags vor dem Haus der Stewarts auftauchte, den Vorgarten in Beschlag nahm und brÃ¼llte und schrie, was das Zeug hielt. Sofort hatte sie neben Mrs. Stewart und ihren kleinen, fÃ¼nfjÃ¤hrigen Sohn auch die Aufmerksamkeit der ganzen StraÃŸe. Die arme Mrs. Stewart, so erzÃ¤hlte man sich, war vÃ¶llig verstÃ¶rt angesichts der Tatsache, das da ein MÃ¤dchen auftauchte und von sich behauptete, ihre Tochter zu sein. Die Blonde kam, so mir nichts dir nichts, in das Haus, warf ihre Tasche auf einen Hocker in der KÃ¼che und sagte, vÃ¶llig normal und frech â€žTag, Mum, was gibtâ€™s zum Essen?â€œ Mrs. Stewart fiel der KochlÃ¶ffel aus der Hand vor Schreck. Es war zwar Ã¼blich, das gerade in dieser Siedlung kaum jemand die HaustÃ¼r absperrte, da sich immer wieder die

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

freundlichen Nachbarn gegenseitig besuchten. Nicht Ã¼blich war es allerdings, in fremde HÃ¤user zu marschieren und Leute zu erschrecken. Im ersten Moment dachte Mrs. Stewart an einen ganz Ã¼blen Scherz. Als das MÃ¤dchen allerdings nach mehrmaliger Aufforderung nicht verschwinden wollte, griff Mrs. Stewart, jetzt von Angst Ã¼bermannt, zu einem langen, scharfen KÃ¼chenmesser und vertrieb das MÃ¤dchen, sperrte ab, nachdem sie erst panisch nach dem SchlÃ¼ssel suchen musste, und zog die VorhÃ¤nge zu, da der Teenie keine Anstalten machte, auch von ihrem Vorgarten zu verschwinden. Im Gegenteil, der Horror begann jetzt erst. Das MÃ¤dchen versuchte natÃ¼rlich, durch den Garten in das Haus zu gelangen. Nachdem der Versuch misslang, fing sie an, gegen die HaustÃ¼r zu hÃ¤mmern, wÃ¤hrend sie zunehmend lauter und hysterischer, ganz in TrÃ¤nen aufgelÃ¶st, nach ihrer angeblichen Mutter rief. Beinahe konnte man glauben, Mrs. Stewart sei tatsÃ¤chlich ihre Mutter, so herzzerreiÃŸend und traurig schrie das MÃ¤dchen immer wieder â€žMum. Lass mich rein. Mum. Was soll das? Mum. Hast du mich nicht mehr lieb? Mum, Mum, Mum.â€œ Doch Mrs. Stewart hatte nie eine Tochter. Der Sohn, Bobby, fing ebenfalls zu weinen an und Mrs. Stewart blieb nichts anderes Ã¼brig, als ihren Mann und die Polizei zu verstÃ¤ndigen.

Als Carl Stewart mit seinem Mercedes eintraf, war schon eine betrÃ¤chtliche Menge Schaulustiger versammelt. Das MÃ¤dchen hatte teils selbst dafÃ¼r gesorgt, indem sie die StraÃŸe entlang lief und jeden ansprach bzw. aus dem Haus klingelte. Sie behauptete felsenfest, Dorothy Stewart zu sein. Jeden in der StraÃŸe kannte sie mit Namen, was dem Schauspiel eine zusÃ¤tzliche Portion Mystisches verlieh. Die meisten kratzten sich am Kopf, versuchten angestrengt, sich an den Namen Dorothy Stewart zu erinnern, aber es lief immer wieder auf das selbe hinaus: Die Fremde blieb fremd. Keiner kannte sie. Bei einigen wurde sie sogar handgreiflich, trommelte mit ihren FÃ¤usten gegen die Schultern von Jimmy Denver, der sie angeblich entjungfert hÃ¤tte (â€ždas wÃ¼rde ich wissen, Missyâ€œ), riss Mary Garding das Handy aus der Hand und wollte ihr zeigen, das ihr Name und Nummer in dem Telefon gespeichert waren (â€žIch wÃ¼rde niemals von so einer Irren die Telefonnummer in meinem Handy habenâ€œ). Resigniert zog sie wieder vor das Haus der Stewarts und rief, wenn dem so sei, dann wÃ¤re nichts PersÃ¶nliches von ihr in dem Haus und fing an, mit Steinen die Fensterscheiben zu zertrÃ¼mmern, um sich so Einlass zu verschaffen und die Leute vom Gegenteil zu Ã¼berzeugen. In dem Moment kam Carl Stewart nach Hause, drÃ¤ngelte sich durch die Menschen und stellte zu seiner Erleichterung fest, das auch die Polizei schon im Anmarsch war.

â€žDaddy,â€œ rief das MÃ¤dchen, als sie Carl sah, â€žDaddy, Gott sei Dank, sag Mum und allen anderen hi wer ich bin.â€œ Sie lief auf ihn zu, brach in TrÃ¤nen aus und wollte ihn umarmen. Aber Carl hatte ebenfalls noch nie das MÃ¤dchen gesehen und hielt sie auf, hielt sie fest. Mit entsetztem Blick warf sich das MÃ¤dchen hin und her, wollte sich losreiÃŸen, wollte weglaufen. Die angebliche Dorothy Stewart wurde unter den Augen Dutzender Schaulustiger von zwei Polizisten weggebracht. Als die Stewarts zu dem Vorfall von Chief Roddick verhÃ¶rt wurden und die Sprache auf das vermeintliche Zimmer des MÃ¤dchens kam, stellte sich heraus, das da, wo Dorothy behauptet hatte, ihr Kinderzimmer zu haben, eine GerÃ¼mpelkammer war. Der Name Dorothy Stewart war niemanden, auch nicht Mr. Reid, dem Rektor der Highschool, in der sie angeblich ging, bekannt. Es war tatsÃ¤chlich so, das dieses MÃ¤dchen aus heiterem Himmel auftauchte und genau so schnell wieder verschwand. Die Polizei konnte nichts aus ihr heraus kriegen, was auf die IdentitÃ¤t des MÃ¤dchens hindeutete, noch herausfinden, ob sie vielleicht unter den vermissten MÃ¤dchen in der Datenbank der Zentrale war. Es war unglaublich, aber dieses MÃ¤dchen hatte keine Herkunft, keine Papiere (in dem Rucksack des MÃ¤dchens fanden sich nur ein paar SchulbÃ¼cher, die man in jedem Buchladen kaufen konnte), keinen Hinweis auf nichts. Sie war einfach nur da. Nachdem die Polizei ihre Arbeit getan hatte, kam das MÃ¤dchen mit dem Namen Dorothy â€žKansasâ€œ (so wurde sie von Roddick getauft) in die geschlossene psychiatrische Anstalt â€žHighfieldâ€œ. Dort verlor sich ihre Spur, da nur â€žAngehÃ¶rigeâ€œ Z zu dem Anwesen hatten. Es gab jedoch das GerÃ¼cht, das die MÃ¤dchen, Dorothy und die zwei nach ihr, Mandy und Carla (ebenfalls â€žKansasâ€œ mit Nachnamen, laut Roddick) auf noch ungeklÃ¤rte Weise aus dem Sanatorium entkommen sind.

Und nachdem sich in so oder Ã¤hnlicher Folge die VorfÃ¤lle mit den anderen beiden MÃ¤dchen wiederholt hatten, war jeder gespannt auf die nÃ¤chste Folge dieser Wahnsinns-Serie. Mandy, die Zweite, war ein ebenfalls blondes MÃ¤dchen, das behauptete, die Tochter der Sisslers zu sein. Carla nannte sich Young und terrorisierte die gleichnamige Familie eine geschlagene Stunde, bevor die rothaarige, in Cheerleader-Klamotten gekleidete, VerrÃ¼ckte von der Polizei abgeholt wurde.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žIch glaube, ich habe sie schon mal irgendwo gesehen.â€œ Claire war ganz fasziniert von dem Theater, dass die Neue veranstaltete.
â€žAch. PlÃ¶tzlich findet sich doch jemand, der die Irre kennt.â€œ Sophie spottete, aber Spott machte Claire nichts aus. Sie war es gewohnt, als Sonderling behandelt zu werden. â€žWie kommt es, das ausgerechnet du diese Fremde kennst? Ach ja, wahrscheinlich seid ihr beide aus dem selben Land â€žKomischstanâ€œ oder â€žHÃ¤sslichstanâ€œ oder â€žBlÃ¶distanâ€œ?â€œ
Claire blieb vÃ¶llig unbeeindruckt und beachtete Sophie nicht. Schon seltsam, dachte sich Sophie, sie hat immer die gleichen Fummel an. Eigentlich mÃ¼sste sie zum Himmel stinken. Aber ich rieche an ihr nur Rosenduft. Sogar sehr schÃ¶nen und betÃ¶renden Rosenduft.
WÃ¤hrend die Fremde nun, ebenso wie ihre VorgÃ¤ngerinnen, damit begann, das Haus mit Steinen zu bewerfen, war Sophie fasziniert abgelenkt von der seltsamen Claire. Sie ging in die selbe Klasse wie Sophie, aber im Gegenteil zu ihr war Claire ein wahrhafter Sonderling und AuÃŸenseiter. Sie trug immer diese ZÃ¶pfe, die ihr langes, blond-gelbliches Haar gezÃ¤hmt hielten und ihre Mutter wusste offenbar nichts von trendiger Mode a la â€žGapâ€œ oder â€žMary-kateandashleyâ€œ. Angezogen war sie mit e kleinkarierten weiÃŸ-grauem Hemd, Ã¼ber den sie einen grÃ¼nen Polunder trug, dazu einen grauen, knielangen Rock und weiÃŸe StrÃ¼mpfe mit schwarzen Halbschuhen. Das Erscheinungsbild Claires war, abgerundet mit der Brille und einer Zahnspange, mindestens so gruselig wie die VerrÃ¼ckte drei HÃ¤user weiter. Aber am seltsamsten war dieser Duft von Rosen. Man erwartete es oder noch besser: Solche Menschen wie Claire waren geradezu verpflichtet, nach Mottenkugeln und Moder, gepaart mit SchweiÃŸ, zu riechen. Aber Claire hatte immer diesen betÃ¶rend sÃ¼ÃŸlichen Geruch an sich. Das machte sie aber nicht beliebter, im Gegenteil: Je sonderbarer sich solche Kids benahmen, und sei es auch der Duft, der einfach nicht zu ihr passte, desto unangenehmer wurde es fÃ¼r sie in der Wildnis der Jugend. Sie wurde gehÃ¤nselt mit Namen wie â€žDornengestrÃ¼ppâ€œ oder â€žStinkerâ€œ anstel â€žMonsterfresseâ€œ oder â€žVieraugeâ€œ. Wenn Kids wollten, fanden sie immer etwas, um Sonderlinge tref zu umschreiben.
Das Claire es Ã¼berhaupt wagen durfte, sich hier neben Sophie auf ihre Veranda zu stellen, konnte nur daran legen, dass alle Aufmerksamkeit momentan der Fremden die StraÃŸe rauf galt.
â€žWie nennt sie sich.â€œ Claire setzte sich neben Sophie, die sofort fÃ¼r den richtigen Abstand sorgte, indem sie selbst aufstand und sich in den Schaukelstuhl ihres Vaters verzog.
â€žLisa.â€œ Sophie stellte zufrieden fest, das Claire ihre Position akzeptierte. â€žLisa Wright. Mrs. Wright wÃ¤ beinahe mit einem Besen auf das MÃ¤dchen losgegangen. Die ist kurz vor dem Durchdrehen.â€œ
â€žDie Arme. Sie hat bestimmt eine Riesenangst.â€œ Claire untersuchte ihre FingernÃ¤gel nach schwarzen KlÃ¼mpchen.
â€žMeinst du jetzt die VerrÃ¼ckte oder Mrs. Wright?â€œ
â€žIch meine Lisa,â€œ sagte sie ganz in ihre Finger vertieft, â€žwenn sie denn so heiÃŸt.â€œ
â€žWeiÃŸt du, was mich das interessiert?â€œ Sophie konnte sich nicht erklÃ¤ren, wieso Claire MitgefÃ¼hl m dem MÃ¤dchen hatte. Sie beugte sich vor. â€žEinen Sack voll Pfurze interessiert mich dasâ€œ sagte sie herablassend. â€žDie hat das Irrenhaus genau so verdient wie die anderen auch. Wo kommen wir dahin, wenn jeder frei rumlaufen und irgendwelches irres Zeug von sich geben kÃ¶nnte?â€œ Sophie blitzte auf den grÃ¼nen RÃ¼cken des Polunders und fÃ¼gte leise hinzu â€žEs laufen sowieso schon genug Irre frei rum.â€œ
â€žWas?â€œ Claire schreckte hoch, als wÃ¤re sie aus einem Gedanken gerissen worden, der ihr schwer auf der Seele lag.
â€žWas hast du gesagt?â€œ
â€žAch, nichts.â€œ Sophie winkte ab und lÃ¤chelte in sich hinein. Wenn sie Lisa ins Irrenhaus fahren, kÃ¶nnten sie Claire doch am besten auch gleich mitnehmen, dachte sie sich, als der weiÃŸ-blaue Einsatzwagen des Cornwall-Police-Departments an ihnen vorbei zog und die Menge auseinander hupte.
â€žWie kommt es eigentlich, dass du nie zu meinen Teepartys kommst?â€œ
VÃ¶llig ernsten Blickes musterte Claire die beliebteste SchÃ¼lerin der Jahrgangsstufe. Sophie war entsetzt. Sie konnte es nicht fassen, was sie da gerade gehÃ¶rt hatte. Alleine der Gedanke, mit Claire und womÃ¶glich ihrer Mutter sowie ein paar seltsamen Freunden oder Verwandten eine â€žTeepartyâ€œ zu veranstalten, brachte ihre schlimmsten AlptrÃ¤ume zum Verstummen. Die einzige Antwort, die ihr einfiel, war ein schockierter Blick.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žDu brauchst mir nicht zu antworten. Ich habe mich nur gefragt, warum du und die anderen es nicht ausstehen kÃ¶nnen, mit mir zu spielen.â€œ
Jetzt ging sie zu weit.
â€žNiemals hat irgendjemand von uns gesagt, er wÃ¼rde mit dir nicht spielen wollen. Aber hey, wir sind mittlerweile etwas aus dem Puppen und Teeparty â€“ Alter rausgewachsen, meinst du nicht?â€œ
Sophie erntete auf diesen Spruch eine weinende, schluchzende Antwort. Claire versuchte, gefasst zu klingen, es gelang ihr aber nur bedingt. â€žJedes mal, egal wen ich frage, immer wieder, bekomme ich die selbe Antwort.â€œ
Sie drehte sich zu ihr und Sophie konnte diesen Augen, diesen hellblauen Augen nicht ausweichen.
â€žImmer wieder sagt ihr dasselbe: Wir sind zu alt, wir spielen nicht mehr.â€œ
Claire wischte sich die TrÃ¤nen ab und stand auf. Ihre Stimme klang gereizter, wÃ¼tender. Die Augen bannten Sophie.
â€žWir kÃ¶nnen heute nicht, morgen nicht, niemals nicht. Und alles nur Ausreden.â€œ
Sie machte einen Schritt auf Sophie zu.
â€žClaire. He.â€œ Sie konnte einfach nicht von diesen Augen ablassen. â€žWas willst du? Bleib cool. Ich habe doch nur gesagt..."
â€žDU.â€œ Claire hob ihre linke Hand. â€žDu hast das gesagt, was alle sagen. Nur ausgesprochen hast du es nicht.â€œ
Im Garten der Wrights mit der VerrÃ¼ckten spielten sich tumultartige Szenen ab, als die Polizisten versuchten, das MÃ¤dchen einzufangen. Mit VerstÃ¤rkung seitens der Anwohner brauchten sie nicht zu rechnen. Keiner wollte diesem MÃ¤dchen zu nahe kommen.
â€žDu sagstâ€œ - Claire hob ihre Stimme - â€ždu mÃ¶chtest nicht mit mir spielen? Aber ich weiÃŸ, was du, alle, wirklich sagen. Mit Claire spielen, o Gott, neiiiin. Doch nicht mit der. Die ist doch vÃ¶llig abartig, unreif und bestimmt total einfÃ¤ltig, mh?â€œ
Sie baute sich vor ihr auf und hielt immer noch ihren Arm ausgestreckt vor sich, deutete mit dem Finger auf Sophie, die sich immer tiefer in den Schaukelstuhl vergrub.
â€žSag was!â€œ
â€žWas willst du von mir, Claire? Ja, du hast Recht. Keiner will mit dir spielen. Du bist nichts. Du bist ein AuÃŸenseiter, ein Niemand, eine Null, eine Verliererin.â€œ
Claire hielt inne und Sophie verspÃ¼rte eine Chance, die bedrohende Situation mit Klugheit und Charme zu meistern. Die Polizisten hielten die vÃ¶llig hysterische Lisa am Boden. Ihre Schreie waren im ganzen Viertel zu hÃ¶ren.
â€žJetzt beruhige dich wieder. Ich kÃ¶nnte ja mal in meinem Planer nachschauen, ob ich nicht doch mal Zeit hÃ¤tte, zu einer deiner Teepartys zu kommen.â€œ
Die Augen! Sophie konnte einfach nicht von diesen Augen lassen. Claires Stimme erschien ihr jetzt wie von der anderen StraÃŸenseite. Was war das? Wieso wurde ihr so schummrig? Immer noch deutete der Finger auf sie. Claire tat einen Schritt vorwÃ¤rts und Sophie lies es zu, dass der Finger sie an der Stirn berÃ¼hrte.
VÃ¶llig ruhig und freundlich sagte Claire â€žOhh, du wirst kommen. Letztendlich kommen doch alle zu meiner Teeparty. Und weiÃŸt du was?â€œ
Sophie brachte sich nicht mehr unter Kontrolle. Sie stand vÃ¶llig im Bann des MÃ¤dchens. Monoton brachte sie heraus â€žwas, Claire?â€œ
â€žDie anderen freuen sich auch schon auf dich. Dorothy, Mandy und Carla. Die sind schon da und, Ach ja.â€œ Sie lieÃŸ mit dem Finger von ihrer Stirn ab und deutete die StraÃŸe rauf. Sophies Blick folgte der ausgestreckten Hand. â€žLisa. Die wird auch kommen. Vielleicht schon morgen. Vielleicht erst in ein paar Tagen. Aber letztendlich kommen sie alle zu meiner Teeparty. Und du?â€œ
Sie lÃ¤chelte Sophie gÃ¼tig ins Gesicht, drehte auf dem Absatz und hÃ¼pfte vergnÃ¼gt die Treppe von der Veranda hinab. Im selben Augenblick fuhr der Dienstwagen der Polizei mit Lisa auf dem RÃ¼cksitz hinter ihr vorbei. Lisa starrte Sophie lÃ¤chelnd an und winkte!
â€žDu wirst auch kommen! Bis dann!â€œ Claire blieb kurz stehen, warf Sophie einen Handkuss zu, blinzelte mit ihren wunderschÃ¶nen, hellblauen Augen und trottete summend die StraÃŸe hinauf.
Sophie schÃ¼ttelte sich am ganzen Leib, riss ihren Blick von der, nein, von den zwei VerrÃ¼ckten. Die eine auf der StraÃŸe und die andere im Wagen. Sie versuchte sich zu sammeln, wurde aber das merkwÃ¼rdige GefÃ¼hl nicht los, das gerade eben etwas Magisches geschehen war.

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Was war das, dachte sie sich. Wieso hat sie mich an der Stirn berÃ¼hrt. Die ist doch verrÃ¼ckt. Sie versuchte zu lachen, aber ein mulmiges GefÃ¼hl blieb zurÃ¼ck.
â€žDas wird noch ein Nachspiel haben, du Irreâ€œ rief sie Claire hinterher, aber war sich nicht sicher, ob sie noch gehÃ¶rt wurde. â€žDas wird noch ein Nachspiel haben. Ich werde es allen erzÃ¤hlen, wie verrÃ¼ckt du wirklich bist.â€œ
Sophie Ã¶ffnete die TÃ¼r ins Haus und ging zum Telefon. Sie wÃ¼rde alle anrufen, sogar die Typen, mit denen sie sonst nie reden wÃ¼rde. Allen wÃ¼rde sie erzÃ¤hlen, dass sie sich ja von Claire fern halten sollten. Die ist doch nicht mehr bei Trost. Jetzt wird sie auch noch handgreiflich. Sie hat sie eindeutig angegriffen. Noch wÃ¤hrend sie Ã¼berlegte, ob es ausreichen wÃ¼rde, die Irre wegen BelÃ¤stigung dran zu kriegen, kam ihr Vater die Treppe hinab.
â€žHey, Dad. Du wirst nicht glauben, was mir gerade passiert ist!â€œ
Mr. Collins hielt auf halber Strecke die Treppe hinab entsetzt inne, starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an.
â€žWer bist du?â€œ
â€žDad? Was meinst du?â€œ
â€žRaus aus meinem Haus.â€œ

Text copyright 2026 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.